BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

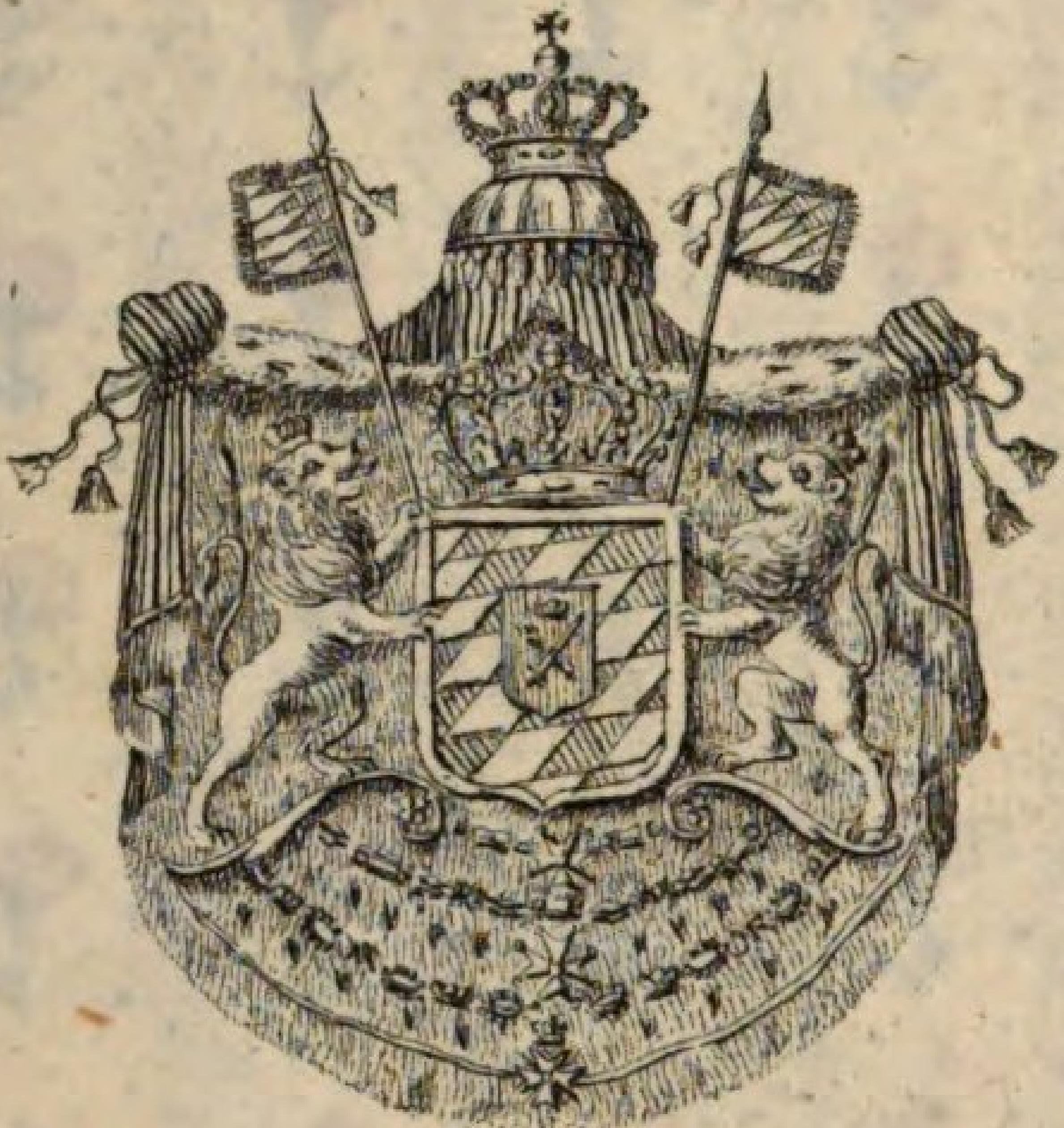
Eberhard, Johann August, 1739-1809

Vermischte Papiere Für Westphalens Leser Zur Beförderung wahrer Aufklärung und Menschlichkeit

Bd.: 1

Mülheim am Rhein (1788)

P.o.germ. 1047-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116032-5
VD18 90392957



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

P. O. germ.
1047

816

m

Lit. eleg. germ
p. 440

Lagiron

# Vermischte Papiere.

Für Westphalens Leser.

Zur Beförderung wahrer Aufklärung und Menschlichkeit.

Herausgegeben von dem Verfasser des kleinen philosophischen Versuchs: Ueber den Werth der Empfindsamkeit ꝛc.

Erster Theil.

Mülheim am Rhein,
bei Joh. Conr. Eyrich, 1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem wohlgebohrnen

verehrungswürdigen Herrn

# Johann August Eberhard,

ordentlichem Professor der Philosophie auf der

Friedrichsuniversität zu Halle rc.

dessen bloße Namensanzeige

für den

Kenner seiner Verdienste

schon alles enthält,

was in einer

lobrednerischen Zueignungsschrift

gesagt werden könnte,

widmet diese Papiere

zum Denkmale

seiner ungeheuchelten

Hochachtung und Ergebenheit

der

Herausgeber.

# Vorerinnerungen.

Ich erwarte nicht, daß mans für stolze Verwegenheit erklären werde, wenn ich selbst es schon zu Anfange dieser Vorerinnerungen sage, daß mein erster philosophischer Versuch:

„Ueber den Werth der Empfindsamkeit, besonders in Rücksicht auf die Romane"

nach dem Urtheile der Kunstrichter nicht ohne Beifall aufgenommen worden sei. Es klingt freilich kühn; aber dennoch seh' ich nicht ein, warum ichs verschweigen sollte, zumal, da der Titel gegenwärtiger Papiere mich berechtigt, wenigstens etwas davon zu sagen. Und ausserdem — wo das Selbstgefühl aufrichtig genug ist, unsere Mängel niemals auf Kosten des Fortschreitens in der Vollkommenheit mit dem Mantel der Liebe zu bedecken — wo es niemals in Gestalt des Stolzes, der gewiß in allen seinen Formen und Schattirungen mit

den anderweitigen Schwachheiten des Menschen den sonderbarsten Kontrast macht, unser Herz verunedelt — da darf man doch wohl geradezu reden, ohne daß man in Gefahr ist, verdammt zu werden. Macht ja doch selbst Dankbarkeit es mir zur Pflicht, über alle Beschuldigungen von jener Art mich hinwegzusetzen, und eben so wenig in diesem, als in irgend einem andern Falle den demüthigen Heuchler zu spielen.

Schüchtern und unbekannt trat ich in Halle mit meiner kleinen Schrift hervor. Ihr nächster Zweck — dies bezeugte mein Herz und meine Erfahrung — war unverwerflich, und eben so würde auch noch eine Nebenabsicht, die ich bei ihrer Ausarbeitung hatte, gewiß von Menschenfreunden gerechtfertigt werden, wenn es gut oder nöthig wäre, sie dem Publikum bekannt zu machen. Allein ich gesteh' es immer noch mit aller möglichen Aufrichtigkeit, sowohl jener Hauptzweck als diese Nebenabsicht würden vielleicht auf einmal ihre Gewalt über meine Entschliessungen wieder verloren haben, oder — mit andern Worten — die Schrift selbst würd' ich vielleicht noch jetzt, durch eben jene Schüchternheit gezwungen, in meinem Pulte vergraben halten, hätte nicht der würdige Eberhard, welcher ohne Zweifel nun erst aus der Unterschrift meinen Namen

kennen lernen wird, bei Gelegenheit der Censur sich zufälligerweise zur Herausgabe derselben erboten, und dabei versprochen, sie mit einer Nachschrift: „Ueber den sittlichen Werth der Empfindsamkeit" zu begleiten. — Das aber war nun freilich ein Umstand, der nicht anlockender seyn konnte — ein Umstand, nur gar zu fähig, meine Furchtsamkeit wenigstens einigermaßen zu zerstreuen. Mit dem Schmucke dieses Namens und dieser Nachschrift bekleidet — im Schatten solcher Fittige ruhend — doch, ich will nichts weiter davon reden. Genug, daß ich nicht nur dadurch, sondern auch nachher durch das Urtheil der Rezensenten mich aufgemuntert fand, meinen Wirkungskreis immer so sehr zu erweitern, als ich nach vorhergegangner kalten Selbstprüfung glauben würde, daß es meinen Kräften angemessen sei. Und dies hier zu bemerken, forderte, wie gesagt, die Pflicht der Dankbarkeit von mir.

Ich wage es nun, mit einigen neuen Früchten meiner Lieblingsstunden zu erscheinen. Nie wird mein Eifer erkalten, jener freundschaftlichen Beurtheilung des Publikums und seiner Herolde ferner würdig zu werden. Möchte doch auch nie meine Kraft dabei ermatten!

Ueber Zweck, Plan und Einrichtung dieser

Bogen hab' ich nicht nöthig, mich weitläuftig auszubreiten. Schon der Titel sagt, daß es vermischte Papiere seyn sollen, welche mithin Abhandlungen, Gedichte, Dialogen, Reflexionen über Gegenstände, Redensarten, Vorurtheile rc. des gemeinen Lebens, Betrachtungen über merkwürdige Geschichten, Untersuchungen über wichtige Wahrheiten der Moral, zuweilen auch Auszüge aus guten Büchern und dergleichen enthalten müssen. Und diese Papiere sind insbesondere zur Beförderung wahrer Aufklärung und Menschlichkeit unter Westphalens Lesern bestimmt. Was ich darunter verstehe, wird man sich aus der Schrift selbst am besten enträthseln können. So viel aber kann ich auch hier schon sagen, daß es mein erster, sehnlichster Wunsch gewesen sei, die moderne Romanenlektüre, welche aller wahren Aufklärung und Menschlichkeit in stiller Kraft entgegenwirkt, mit so vielen meiner Bundesgenossen verdrängen zu helfen, und sowohl die Vorstellungen meiner Leser in einzelnen Punkten zu berichtigen, als ihren Empfindungen in einzelnen Fällen eine edlere Wendung zu geben.

Zwar hat man dabei schon bemerken wollen, daß diese entnervende Seuche sich so ziemlich verloren habe, und in Ansehung gewisser Menschen oder gewisser Gegenden ist die Be-

merkung auch völlig richtig. Allein im Ganzen genommen liegt man denn doch immer noch häufiger an ihr darnieder, als es der Seele, dem Herzen und dem Körper zuträglich ist; und namentlich in Westphalen ist es größtentheils so eingeführt, das Steckenpferd, welches in Sachsen und andern aufgeklärtern Distrikten von Deutschland schon beiseite gesetzt wurde, erst noch zur Hand zu nehmen. Die Sache verdient also immer noch, daß man ihr wenigstens indirekt entgegen arbeite. Und in dieser Rücksicht würde ein grosser Theil meiner Papiere als ein Pendant zu jenem Versuche über die Empfindsamkeit betrachtet werden können. Ueber manches, was dort weniger lichtvoll, weniger gemeinverständlich war, werd' ich hier mehr Licht zu verbreiten, und manches, was dort nur mit ein Paar Worten angedeutet werden konnte, mehr zu entwickeln und auszuführen suchen.

Es versteht sich also von selbst, daß ich vorzüglich für populäre Philosophie manches Scherflein in diese Papiere legen werde. Denn eben von dieser Seite, deucht mir, müßte mans angreifen, wenn man den leidigen Alltagsgeist unserer jetzigen Lesewelt so nach und nach reformiren wollte. Mag dabei immerhin hie und da etwas vorkommen, was vielleicht anderswo, vielleicht auch mehrmalen

schon gesagt worden ist — in Westphalen ist bei aller Leserei selbst das Bekannte zuweilen noch unbekannt, und durch die Kraft hergebrachter Gewohnheit wird hier noch mancher Irrthum und mancher Fehler gangbar erhalten, wenn man gleich anderswo ihn oft schon gerügt hätte. Hab' ich also auch nur durch die Art des Vortrags, oder der Einkleidung, oder der Stellung meiner Gedanken auf wichtige Wahrheiten von neuem aufmerksam gemacht; so will ich gern dem tiefern Forscher oder dem glücklichern Erfinder seinen Rang über mir lassen. Wenn nur jeder sich bestrebt, nach seiner Art, in seinem Kreise und nach dem grössern oder geringern Maaße seiner Kräfte gemeinnützig zu werden!

Vielleicht aber dürfte mancher, der allenthalben auf ruhigen Untersuchungsgeist zu dringen pflegt, mir den Vorwurf machen, daß ich hin und wieder mich zu tief in dem Gebiete der Deklamation verloren habe. Wie soll ich also diesen Vorwurf von mir ablehnen? Wie kann ich ihn unkräftig machen? — Es scheint mir, als wären nur zwo Fragen dazu hinreichend. Die erste: „ob man wohl auf dem Wege des ununterbrochenen, kalten Nachdenkens die Aufmerksamkeit solcher Leser gewinnen könne, deren bisherige Lektüre nur gar zu geschickt war, die Em-

pfindung in einen fieberartigen Zustand zu versetzen?" Die andere: „ob nicht eine kranke Einbildungskraft, die in den Regionen überirrdischer Ideale herumschwärmt, oft mit glücklichem Erfolge wieder zur Vernunft hinabgeleitet werden könne, wenn eine gesunde Einbildungskraft sich zuweilen bemüht, ihr nachzufliegen?" Sind diese beiden Fragen beantwortet; so wird man hoffentlich jenen Vorwurf aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachten.

Der zweite Theil meiner Papiere wird diesem ersten Theile so bald als möglich folgen. Die Zeit selbst aber kann und mag ich nicht genauer bestimmen. Es giebt im geschäftigen Leben der Stunden so wenige, wo Verstand und Empfindung in gleichem Grade regsam und thätig sind, daß man sich übereilen würde, wenn man diese Stunden erzwingen, und nicht vielmehr so, wie sie von selbst erscheinen, aufhaschen und benutzen wollte. Ausserdem möcht' ich auch gern zuvor hinter das Gemälde treten, und aufs Urtheil der Vorübergehenden lauschen, eh ich es wage, durch ein neues Gemälde die Aufmerksamkeit vom ersten wegzulenken.

Uebrigens fühle ich mich zufrieden, wenn ich jene einsamen Feyerstunden, die ich dieser

Arbeit widmen konnte, nur nicht ganz verschwendet habe, und wenn es mir nur gelungen ist, wenigstens hie und da in einer guten Seele einen erhabnen Begriff, oder in einem edlen Herzen ein süßes Gefühl aus dem Schlummer zu wecken.

Geschrieben,
im Monat Januar
1788.

Joh. Wilh. Reche,
evang. luth. Prediger zu Hückeswagen
im Herzogthume Berg.

# Inhalt.

Vorerinnerungen.

1) Die Erscheinung der Freundschaft. An Hrn. P. L***s in D. S. 1

2) Was ist ein gutes Herz? Und wie viel ist es ohne Aufklärung werth? 5

3) Ueber die Unsterblichkeit der Thiere. Ein Morgendialog nebst angehängtem Morgensegen. 36

4) Gesellschaftslied beim Abschiede von einem Freunde. Im Maurertone. 74

5) Motiv zur Zufriedenheit mit Menschen. 78

6) Zur Geschichte des Edelmuths. 95

7) Macht der Abendstille. 119

8) Ueber die Sonnenverehrung in den Zeiten der Vorwelt. S. 122

9) Etwas über den Genius unsers Zeitalters. 157

10) Die standhafte Tugend. 195

11) Erneuerte Idee von der Einführung eines Schöpfungsfestes. 198

12) Für und gegen die Wiedererkennung unserer Freunde und Geliebten in jenem Leben. 207

Ver-

# Vermischte Papiere.
## Für Westphalens Leser.

### I.

### Die Erscheinung der Freundschaft.
An Hrn. P. L**s in O.

Sie kam, Geliebter! Ha, wir fühlens beide
Noch jetzt in unsrer wonnevollen Brust —
Sie kam — ihr Auge stralte Freude —
In hellem, sternbesäten Kleide,
Sich ihres Adels wohl bewußt.

Woher, o Göttin?
„Aus den Lustgefilden,
„Wo Engel Gottes Hand in Hand
„Sich nach dem Unerschaffnen bilden,
„Der ihnen schön des Daseins Krone wand."

So tönte sanft der Freundschaft Engelsstimme,
Und Wald und Fluren tönten nach.
Doch bald erhub sie sich im Grimme.
Der Menschenfeind im Schlummer wurde wach,
Als sie die Donnerflüche sprach.

„Es sei verdammt, wer Freuden stört,
„Zur Höllenangst verdammt!
„In wessen Brust sich Menschenhaß entflammt,
„Der ist nicht werth — nicht werth,
„Daß ihn die Erde nährt.“

Sie sprachs, und — Feuerschimmer
Umfloß die göttliche Gestalt.
So fühlten Erdenwandler nimmer
Der nahen Gottheit Allgewalt.

Sie fielen nieder. Im Gedränge
O Freund! auch ich und du.
Wir lächelten, und sahn der Menge
Der Zitternden mit frohem Schauer zu.

Schon floß ihr heilig Feuer
Vom sanften Angesicht herab.
Schon gab ihr milder Zauberstab
Uns neue Harmonie zur Leier.

Sie blickt' uns an — o welch ein Blick!
Ihn stammeln kann der kühnste Seraph nur.
Wir jauchzten über unser Glück.
Wir sangen laut. Es horchten Wald und Flur.

---

Streut ihr Blumen, Erdensöhne!
Streut der Freundschaft Blumen hin!
Denn sie schmückt, die holde Schöne,
Uns mit biederm Menschensinn.
Streut ihr Blumen, Erdensöhne!
Streut der Freundschaft Blumen hin!

Jedes Lüftchen wehe leiser,
Bis man unsre Stimme hört,
Und als Menschenfreund und Weiser
Seiner Brüder Wonne mehrt!
Jedes Lüftchen wehe leiser,
Bis man unsre Stimme hört!

Selig sind die zarten Herzen,
Die der Freundschaft Licht umglänzt!
Süßer werden ihre Schmerzen,
Ihr Vergnügen wird ergänzt.
Selig sind die zarten Herzen,
Die der Freundschaft Licht umglänzt!

Lied! O töne laut! Wir schwören,
Schwören jetzt uns neue Treu.
Seht, es fließen Freudenzähren,
Daß der Schwur geheiligt sei.
Lied! O töne laut! Wir schwören,
Schwören jetzt uns neue Treu.

---

Wir sangens. Ha! Wie glühten unsre Seelen!
Wie funkelte die Thrän' in unserm Blick!
Wir standen auf. Wir priesen das Geschick,
Und wagtens, uns zur Göttin hinzustehlen.
Wir rührtens an, ihr lichtes Sterngewand,
Und Kraft zu würken, unsrer Welt zum Segen,
Und Männereifer strömt' uns noch entgegen,
Als sie — — verschwand.

## 2.

## Was ist ein gutes Herz? Und wie viel ist es ohne Aufklärung werth?

Es ist ohne Zweifel das Schicksal sehr vieler im gemeinen Leben gangbarer Ausdrücke und Redensarten, daß man mit ihnen entweder gar keine, oder doch nur höchstmangelhafte und verworrene Begriffe verbindet. Und wo ich nicht irre, kann man eben diesen Umstand als das erste Hinderniß wahrer Aufklärung betrachten. Wie wär' es doch in aller Welt möglich, daß der, welcher mit leichtsinniger Gleichgültigkeit Worte plaudert, ohne ihren eigentlichen Sinn zu verstehen, und die Bekanntschaft mit ihrer wahren Bedeutung allenthalben voraussetzt, ohne sich weiter darum zu bekümmern — daß der, sag' ich, mit großem Vortheile ausser seine gewöhnliche Wirkungssphäre zu nützlichen Wissenschaften geleitet werden könnte? Wird er nicht hier noch weit mehr seinen Sklavensinn verrathen, und gröstentheils blosser Nachbeter bleiben? Nein! Wer nicht einmal gelernt hat, Begriffe von allgemeiner Anwendbarkeit in dem täglichen Menschenleben zu durchschauen, der wird gewiß in den meisten Fällen auch da unwissend bleiben, wo es auf Begriffe ankommt, die

so weit ausser dem Kreise seiner Selbsterfahrungen, und seines bisherigen Gedankensystems liegen.

Unter solche allgemein gebrauchte und so selten recht verstandene Ausdrücke gehört auch wohl dieser: ein gutes Herz haben. Eigentlich sollte man dem wahren Sinne dieses Ausdrucks vor allen andern nachforschen, da man bekanntermassen den Besitz eines guten Herzens gewöhnlich über alles erhebt. Man mag in der Beurtheilung eines Menschen auch noch so viele Geistesfehler aufzählen — dies hat weiter keine Folge, als daß man ihn bedauert. Aber nun setze man hinzu: überdies hat er ein sehr schlechtes Herz — gleich verwandelt sich Mitleid und falsche Entschuldigungsliebe in Haß und Verabscheuung. Schließt man hingegen damit: ein gutes Herz aber kann man ihm gar nicht absprechen — plötzlich söhnt man sich mit allen seinen Fehlern aus, und hält ihn wieder für werth, Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu seyn.

Ferne sei es von mir, diese Beurtheilungsart im Ganzen genommen zu tadeln, und die Güte des Herzens in dem Tone eines Weltlings so gar zu einer Schwachheit herabzuwürdigen! Ich beuge vielmehr voll Dankbarkeit mich vor dem Allgütigen, der auch der Natur des Staubbewohners noch manchen charakteristischen Zug des Seraphs eingrub. Alle

jene natürliche Eigenschaften, welche man zu einem guten Herzen zu rechnen pflegt, z. B. jener natürliche Abscheu vor Undank und Niederträchtigkeit, jener natürliche Trieb zur Geselligkeit und zur Theilnehmung an fremden Leiden und Freuden, jene natürliche Hochachtung für Verdienst und Tugend — alle diese Eigenschaften liefern der Menschheit wesentliche Antriebe und Erleichterungsmittel in dem Streben nach Vollkommenheit und Glückseligkeit. Ich denke mir diese Eigenschaften aus unserer Natur hinweg, und — unsere Hände sinken in den Schoos. Wir werden träge, unthätige Menschen, welche wenig Gutes in der Welt bewürken können, und das Gute, welches wir noch allenfalls bewürken, wird sich auf nichts, als auf die vorhergegangene kalte Ueberlegung seiner Folgen gründen. Und wie viel wird alsdenn dieses Guten seyn? Hat mein unglücklicher Nachbar, dessen Haus in Brand geräth, Nutzen davon, wenn ich da stehe, und kaltblütig nachsinne, ob ich mich auch verbrennen werde, wenn ich es wagen wollte, ihn mit den Seinigen aus der Gefahr zu retten? Nein! Das Feuer eines guten Herzens muß die kalte Vernunft erwärmen, wenn uns nicht mancher Augenblick, der uns zur Ausübung edler Handlungen vergönnt wird, entwischen soll. Und ausserdem — wie wenig Menschen haben Zeit

und Kraft und Gelegenheit, in ihrem Verstande die Tugend in ein vollständiges System zu bringen, und alle ihre Handlungen mit diesem Systeme zu verbinden, oder sie darnach einzurichten! Das meiste Gute, welches der gemeine Mann verübt, ist nicht etwan Folge erleuchteter Grundsätze, sondern vielmehr blosser Drang seines Gefühls. Kurz! jeder gute Mensch hat Ursache, der Gottheit für jenes schöne Naturgeschenk dankbar zu seyn.

Das aber ist, deucht mir, zu tadeln, daß man einem guten Herzen auch ausser der Verbindung mit gutem Verstande gewöhnlich einen zu großen Werth einräumt, und ihm wohl gar den Vorrang über guten Verstand eingesteht. Woher dies? — Wo ich nicht irre, hat man vorzüglich folgende drei Gründe dazu.

Erstlich kommt doch wohl alles bei der Güte des Menschen auf das Maas seines wohlthätigen Einflusses in die menschliche Gesellschaft an. Nun ist aber dieser Einfluß bei einem Menschen von gutem Herzen gewöhnlich sichtbarer, als bei einem andern von gutem Verstande ohne ein sonderlich gutes Herz. Jener, glaubt man, zeigt praktisch, was dieser nur theoretisch zeigt. Jener geht unmittelbar auf den Endzweck seines Daseins zu, da dieser hingegen sich noch lange bei den Mitteln aufhält, welche allen=

falls die Erreichung dieses Endzwecks erleichtern können.

So sehr ich davon überzeugt bin, daß dieser Grund etwas wahres in sich fasse, und daß das Wohl des Ganzen ungemein viel verlieren würde, wenn alle Menschen blos einen guten Verstand hätten, ohne ein sonderlich gutes Herz; so bin ich doch auch auf der andern Seite überzeugt, daß würklich guter Verstand allemal auch einen gewissen Grad von Gutherzigkeit mit sich führe. Unsere Einsichten stehen mit unsern Gesinnungen in einem genauen Verhältnisse. Und ausserdem ist ja der Mangel eines guten Herzens auch blos in dem kleinen Kreise, welcher uns umgiebt, von schlimmen Folgen: guter Verstand aber kann sich weiter ausdehnen, und durch Schriften oder durch Bildung junger Leute oder noch auf andere Art zur Vollkommenheit und Glückseligkeit sehr vieler Menschen an sehr entlegnen Orten würksam seyn. Wie viele Gelehrte hat man nicht, denen beinahe das allgemeine Urtheil ein schlechtes Herz zuschreibt! Aber eben diese Gelehrte sind auf der andern Seite auch wieder sehr nutzbar. Sollen wir ihnen also blos um ihres Herzens willen allen wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft absprechen? —

Zum andern ist man sehr geneigt, ein gutes Herz für eine blosse Gabe der Natur, unabhängig von der Grundkraft unserer Seele, zu halten, vorzüglich, seitdem Home, Hutcheson, Shaftesbury und andere dieses in ihren Raisonnements über das moralische Gefühl oder den moralischen Sinn zu vertheidigen gesucht haben. Den Verstand hingegen sieht man erst nach und nach mit den Jahren zunehmen, und man ist daher der Meinung, daß der Mangel desselben weit leichter ersetzt werden könne, als der Mangel an Herzensgüte.

Ich habe schon gleich anfangs durch meine Erklärung über den Werth derselben das Gewicht dieses Grundes einigermaßen zugegeben. Würden nicht aber die schönen Triebe der menschlichen Natur, welche von jenen Philosophen unter dem Namen des moralischen Sinnes oder des moralischen Gefühls zusammengefaßt werden, ganz dunkel und unbestimmt bleiben, wenn nicht der Verstand die Zuläßigkeit, ihnen zu folgen, zu rechtfertigen wüßte? Ist nicht die Würdigung unserer Gesinnungen und Handlungen oder das Urtheil über ihren Werth oder Unwerth eine Sache der Vernunft? Freilich scheint dieses Urtheil auch in gewisser Rücksicht vermittelst jenes moralischen Gefühls gebildet zu werden. Allein sollte denn der Verstand dabei gar nicht mit im Spiele

seyn? Wir sagen: dies ist gut — jenes ist böse, weil auch unser Herz diesen Ausspruch fordert. Hat denn aber eben deswegen die gesunde Vernunft gar keinen Antheil daran? Muß sie nicht wenigstens die Mittel zur Erreichung der Zwecke wählen, welche der moralische Sinn sich vorgesetzt hat? Woher kommt es sonst, daß man von einem schlechtdenkenden und schlechthandelnden Menschen auch wohl zu sagen pflegt: er denke und handle unvernünftig? —

Der dritte Grund, warum man einem sogenannten guten Herzen so ungemein viel Werth beilegt, ist nicht so weit hergeholt. Man glaubt nämlich Ursache zu haben, einen Mann von gutem Verstande und weniger gutem Herzen sehr zu fürchten. Sobald man ihn nennt, denkt man auch schon an die Ränke, die er zu unserm Nachtheile schmieden kann, und dieser Gedanke führt, verglichen mit dem uneingeschränkten Zutrauen zu der Herzensgüte eines sonst einfältigen Mannes, gar zu viel Unangenehmes mit sich.

Allein eben dieser Grund kann auch von einer andern Seite betrachtet, Grund für den Vorzug des Verstandes werden. Warum fürchtet ihr euch, ihr gutherzigen Seelen, vor den Ränken eures geschliffenen Nachbarn? Wenn eure Gutherzigkeit euch nicht so oft in den Schlummer der Sorglosigkeit einwiegte —

würdet ihr dann nicht vor seinen Ränken euch schon sicher stellen können? Wenn ihr neben eurem guten Herzen ebenfalls feinen Verstand und Beobachtungsgeist hättet — würdet ihr dadurch nicht fähig werden, ihm das Gleichgewicht zu halten? Und daß ausserdem — Zutrauen haben zu der Herzensgüte eines einfältigen Menschen, nichts anders heisse, als: sein Haus auf sandigten Grund bauen, wird in der Folge dieser Abhandlung klar genug erwiesen werden.

Uebrigens will ich nicht einmal eines andern Grundes gedenken, welcher zuweilen auch einen gutherzigen Mann vorzüglich empfiehlt, weil man ihn nämlich mit leichter Mühe zu seinen Absichten zu lenken vermag. Denn dieser Grund kann nur bei denen Statt finden, welche das, was sie an einem solchen Manne lieben, selbst nicht besitzen, oder vielmehr, welche Einfalt und Herzensgüte für gleichbedeutende Begriffe erklären.

Doch ich verfalle fast in den nämlichen Fehler, welchen ich vorhin zu rügen wagte. Ich rede von einem guten Herzen, ich untersuche die Gründe, womit man gewöhnlich den vorzüglichen Werth desselben behauptet, ich setze also die Bekanntschaft mit dem wahren Begriffe des guten Herzens voraus, ohne ihn vorher gehörig entwickelt zu haben. So leicht wird man von herrschender Gewohnheit mit

fortgerissen! Ich komme aber jetzt zurück von dieser Ausschweifung, und wende mich zur Untersuchung der Frage, die uns eigentlich hier beschäftigt.

Herz zeigt fast in allen Sprachen metaphorisch das sittliche Gefühl, den Willen, die Neigungen, die Leidenschaften an, und pflegt größtentheils von dem Geiste oder dem Verstande unterschieden zu werden. Geist und Herz, Verstand und Herz, und dergleichen, sind nur gar zu bekannte Redensarten. Woher es aber komme, daß das Herz diese Bedeutung habe, läßt sich schwer entscheiden. Vermuthlich liegt der Grund darin, weil man von jeher den Sitz des Willens, der Neigungen, der Leidenschaften im Herzen zu suchen gewohnt war. Sogar viele Philosophen des Alterthums, z. B. die Stoiker und Pythagoräer *) wußten keinen andern Sitz dafür anzugeben. Auch der große Plato setzte wenigstens den Zorn ins Herz **). Nur der einzige Epikur mit seinen Anhängern nahm, so viel ich mich erinnere, den Magen dazu an ***). Die Gründe, wel-

*) Plutarch. de Placit. Philosoph. Libr. IV. c. 5.

**) Diogenes Laert. Libr. III. §. 67.

***) Lucretius — Libr. III. v. 141. — Eben so bemerkt auch Anderson, welcher Cooken auf seiner dritten Reise begleitete, von den O-taitiern, daß sie die Eingeweide für den Sitz aller unruhigen Begierden

che namentlich Chrysipp für jene gangbare Meinung angab, sind allerdings lächerlich. Wenn man irgend etwas versichern und betheuern will, sagte er; so pflegt man die Hand aufs Herz zu legen, und will man Ego, Ich aussprechen; so biegt man den Unterkinnbacken gegen das Herz zu. Ein untrüglicher Beweis, daß der Wille im Herzen residire! Allein wenn man ernsthaft über den Grund jener Meinung urtheilen will; so wurden die Philosophen der damaligen Zeit, welche die physische Natur des Menschen, und namentlich den genauen Zusammenhang des Nervensystems lange nicht genau genug kannten, wahrscheinlicher Weise durch die bemerkte heftigere Bewegung des Herzens in dem Zustande des nachdrücklichern Wollens und Verabscheuens, der aufwallenden Neigung oder Leidenschaft dazu verleitet. Seitdem wir aber unsere Boerhavens, Stahls und Hallers haben, sehen wir die Meinungen der alten Welt von dieser Art kaum noch mit einem Seitenblicke an.

Ein gutherziger Mensch wäre also weiter nichts, als was man sonst auch einen gutwilligen Menschen nennt. Doch dieser gute Wille muß zugleich auch freier Wille seyn, welches schon durch den

---

und Leidenschaften halten. S. die neuesten Reisebeschreibungen (Nürnberg u. Leipzig 1786. 8.) Band I. S. 351. 2c.

noch gewöhnlichern Sinn des Worts: gutwillig, nach welchem es so viel heißt, als freiwillig, ungezwungen, angedeutet wird. Und eben diese Bedeutung des Worts leitet mich zu einer andern Bemerkung.

Gutherzigkeit erstreckt sich nämlich blos auf die Pflichten der Moral, nicht auf die Pflichten des Rechts der Natur und der Gesellschaft. Sobald man jemanden zu einer Handlung, in wie fern er sie vernachläßigt, vermöge des natürlichen und bürgerlichen Rechts äusserlich zwingen kann; so schreiben wir ihm niemals ein gutes Herz zu, gesetzt auch, er übte diese Handlung freiwillig aus. Nicht zu tödten, nicht zu stehlen, u. s. w. dafür dankt ihm niemand, weil man ihm diese Pflichten schon auf eine empfindliche Art einschärfen kann. Und übertritt er sie gleich in keinem Falle, auf keine Weise; so denken wir doch nicht einmal daran, ihm ein gutes Herz zuzuschreiben. Will er dieses Prädikat verdienen; so müssen die edlen Handlungen, die er ausübt, in seiner freien Gewalt stehen. Er muß durch keinen äussern Zwang dazu genöthigt werden können. Es müssen Handlungen der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit, der Dienstfertigkeit, der Großmuth rc. rc. seyn, welche ausser dem Gebiete des weltlichen Richters liegen. Dann erst sagen wir: Er hat ein gutes Herz — ist

ein gutwilliger Mensch — hat die besten Absichten mit uns.

Doch — das Gute wollen — das Gute zur Absicht haben — dies giebt uns noch keinen hinlänglichen Begriff von dem Werthe eines guten Herzens. Nach diesem Begriffe können wir noch nicht urtheilen, in wie fern es schätzbar und verehrungswürdig sei.

Es ist daher noch zu bemerken, daß zwischen wollen und thun ein großer Unterschied sei. Gott allein darf nur wollen, und es geschieht — nur gebieten, und es steht da. Bei so eingeschränkten Wesen, als wir Menschen sind, wird aber ausserdem auch noch können erfordert; und zwar in einer dreifachen Rücksicht. Mancher wollte wohl z. B. gern irgend einem Hülflosen beistehen: aber es ist nur nicht in seinem Vermögen. Es wurden ihm zu wenig Macht und Ansehen und irrdische Glücksgüter zu Theil. Ein anderer wollte wohl eben dieses, auch mit Begünstigung seiner Macht, seines Ansehens, seiner Glücksgüter: allein es regt sich vielleicht gerade in diesem Falle irgend eine andere Neigung oder Leidenschaft in ihm, welche seinem guten Willen das Gegengewicht hält, ihn gar zu nachgiebig für anderweitige Umstände macht, und auf die Art ihm die Zeit wegraubt, wo Hülfe möglich und nothwendig war. Ein dritter erhält zwar seinem guten Willen

im

im gegenwärtigen und in jedem andern Zeitpunkte die Oberhand: aber er kennt nur nicht die besten, sichersten Wege, auf denen er seinen Willen durchsetzen, seine Absichten erreichen könnte.

Alle diese drei Fälle kommen darin überein, daß der Wunsch, Gutes zu thun, da war. Indessen was hat dieser Wunsch eigentlich genutzt, wenn er entweder in gar keine oder doch in falsche Thätigkeit ausbricht? Ausserdem laßt uns den ersten Mann einmal in die Umstände versetzen, wo es ihm möglich wird, zu helfen — wer bürgt uns nun dafür, daß er auch würklich helfen werde? Die Seele des Menschen müste nicht in dem so genauen Verhältnisse mit den Dingen ausser ihm stehen, wenn die Veränderung in diesen Dingen nicht auch größtentheils eine Veränderung in seiner Seele zur Folge haben sollte. Vielleicht hat der gutherzige Mann in seinem hülfsbedürftigen Zustande fast gar keine heftige Leidenschaft gekannt. Sein Zustand verbessert sich. Die Leidenschaft wird rege, und wenn wir ihm nun noch viel zutrauen; so wird er dem Manne von der andern Art ähnlich. Und was nützt denn auch dieser im vorliegenden Falle? Ein Spiel ganz verschiedener Regungen seyn — sich bald von der einen, bald der andern beherrschen lassen — nirgends durch Festigkeit in der Handlungsart sich auszeichnen — dies ist gar nicht

der Zug, der in den Charakter eines edeln, brauchbaren, gemeinnützigen Mannes paßt. Also auch hier erscheint bloße Gutherzigkeit noch nicht von einer sonderlich schönen Seite. Was aber nun den dritten Fall betrifft; so wird dieser hernach besonders erwogen werden, weil er uns hier vorzüglich intereßirt.

Zwischen Wollen und Thun ist also bei uns Menschen immer noch eine ausserordentlich große Kluft befestigt. Trotz dieser Kluft aber kann und will ichs doch nicht läugnen, daß die Bestimmung der Absicht in der Bestimmung der moralischen Güte einer Handlung allerdings das wichtigste sei. Dies lehren Philosophie und Religion mit gleich starken Gründen. In uns, nicht ausser uns wohnt Tugend und Gottesverehrung, und vor dem höchsten Richter wird jede Handlung, ungeachtet ihrer wohlthätigen Folgen, in Rücksicht auf uns selbst für unverübt, ja, in einzelnen Fällen sogar für Lasterthat erklärt, wenn die Bewegungsgründe, aus welchen sie unternommen wurde, die Absichten, die wir dabei hatten, seinen Gesetzen nicht gemäß waren. Denn wie könnte das Gute auf Rechnung unserer Tugend geschrieben werden, wenn es nur durch den ungefähren Zusammenfluß gewisser Umstände, die wir gar nicht beachteten, etwas Gutes werden müßte?

Indessen ist die blosse Absicht doch warlich nicht

das einzige, was in der Angabe des Werths einer Handlung zu untersuchen ist. Mag man immerhin sich zuweilen geneigt fühlen, jede Handlung, wenn gleich weiter nichts, als die Absicht, zu ihrem Vortheile spricht, für gut, für moralisch rechtmäßig zu erklären, und alsdann, wenn sie üble Folgen nach sich zieht, ihr nur den Namen einer schädlichen Handlung zu geben! Mag immerhin sogar der verdienstvolle Villaume in Halberstadt sich noch neulich so geäussert haben! *) Ich empfinde es zwar, daß diese Erklärung einem warmen menschenfreundlichen Herzen zur Ehre gereicht, indem dadurch manche böse Handlung, die der Misantrop für unverzeihlich hält, in ein milderes Licht gestellt wird. Ich bin auch davon überzeugt, daß sie in der Erziehung äusserst brauchbar sei, und zu manchen wichtigen Regeln Veranlassung geben könne. Allein das kann ich doch auch nicht verschweigen, daß ich dieser Distinktion eben so wenig meinen vollkommnen Beifall geben, als ich sie allgemein bekannt wissen möchte.

Man sagt, die Folgen einer Handlung können nicht alle übersehen werden. Das ist wahr. Aber woher kommt es? Weil zufällige, unvorhergesehene Nebenumstände diesen Folgen eine andere Richtung

*) S. die Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens. Th. II. S. 314. rc.

geben können. Diese zufälligen Nebenumstände abgerechnet, sind alle Folgen der Handlung ihre Würkungen. Und läßt sich nicht von den Würkungen sehr vieles auf die Ursache schließen? Wenn nun also irgend eine gute Handlung nach allen Regeln des Rechts und der Klugheit ausgeübt würde; so können die Folgen derselben niemals nachtheilig werden, ausser durch jene hinzugekommene Umstände. Davon aber haben wir keine Rechenschaft abzulegen.

Ausserdem wollen wir einmal den Fall setzen, es müste einzig und allein nach der Absicht des Handelnden der Werth seiner Handlung bestimmt werden — würde nicht dann der Maasstab der Moralität uns gröstentheils aus den Händen gerissen seyn? Würde man dabei nicht Könige und Fürsten geradezu ihrer Würde entkleiden können? Wir sind unfähig, im Augenblicke des Handels alle Folgen der Handlung zu übersehen. Sind wir nicht aber auch unfähig, ins Herz unserer Brüder zu schauen, und alle die geheimen Triebfedern ihrer Handlung auszuspähen? Bei Gott ist das, wie gesagt, freilich etwas anders. Bei dem hat die Absicht des Handelnden einen überwiegenden Werth, weil er diese Absicht genau zu würdigen vermag. Aber sind wir nicht Menschen? Sind wir nicht auch in dieser Rücksicht kurzsichtige Geschöpfe? Man gehe die Lebensgeschichte der mei-

sten Verbrecher durch. Man erwäge die mannichfaltigen Verhältnisse, worinn sie sich befanden. Man nehme Rücksicht auf die einzelnen Umstände, wodurch sie zur Ausübung ihrer Freveltthat gleichsam hingeleitet wurden. Wird man nicht gröstentheils finden, daß ihre Absicht im Ganzen genommen gut war? Und doch musten sie bluten für ihr Verbrechen! Sollen wir nun den Urtheilsspruch des Richters gleich ungerecht nennen, weil er diese gute Absicht nicht in Anschlag bringen konnte?

Und dann noch mehr! Wird man nicht blos durch die Folgen auf die Handlung selbst aufmerksam gemacht? Und ist nicht die Bestimmung ihres Werths überhaupt ein wahrer Vernunftschluß? Welches sind aber die Vordersätze zu diesem Schlusse? Offenbar eben jene äusserlichen Merkmale, jene Folgen der Handlung. Durch den Einwurf also, daß die äusserlichen Handlungen das Werk der Umstände sind, wird ja die Sache noch mehr erschwert. Denn diese Umstände können uns ja sehr oft die Aussicht auf den eigentlichen Willen, die eigentliche Absicht des Handelnden verschliessen.

Doch wozu diese Weitläuftigkeit? Ich bin dadurch ohnehin vielleicht für manchen meiner Leser, der an die gedrungene Sprache der Philosophie nicht gewöhnt ist, dunkel und unverständlich geworden. Und doch

konnt' ich nicht umhin, diesen Einwurf aus dem Wege zu räumen, weil er meinem Raisonnement gar zu hinderlich war.

Es ist genug, daß jede Handlung allein durch ihre Folgen aufs Wohl der übrigen Welt Einfluß hat. Und nur darnach, glaub' ich, müssen wir Menschen den Menschen beurtheilen.

Nach diesen Grundsätzen wird also schon wieder die bloße Gutherzigkeit in unsern Augen sehr viel von ihrem so oft überspannten Werthe verlieren müssen. Aber nun dürfen wir auch wohl wieder einen Schritt vorwärts gehen.

Man hat täglich Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß Menschen von gutem Herzen, aber weniger Aufklärung, einen gewissen Vorrath von Grundsätzen besitzen, deren Wahrheit sie ein für allemal bei sich selbst ausgemacht haben — Grundsätze, die auf Veranlassung ihre Empfindlichkeit reizen, und sie entweder mit ~~und~~ oder ohne Bewußtseyn zu Handlungen bestimmen. Diese Grundsätze aber sind bei ihnen ganz allgemeine Begriffe, die sie nie gehörig entwickelt — nie in Verbindung mit andern speziellern Lehren der Religion und Tugend, und mit den Regeln der Klugheit durchdacht haben. Sie sind gleichsam große Bruchstücke aus dem Systeme von der Beförderung menschlicher Glückseligkeit, welche

fast gar nicht ineinander passen. Und nothwendiger Weise entstehen daraus, wegen der genauen Verkettung der Tugend und des Lasters, Fehler, welche vermieden worden wären, wenn sie den Punkt, wo die Verkettung anhebt, nicht aus Mangel an Denkkraft überhüpft, und gar zu weit überhüpft hätten. Vielleicht genossen sie eine Erziehung von Aeltern oder Lehrern, denen es an eben dieser Denkkraft fehlte, und durch deren superfizielle Belehrungen sie nur mit einzelnen unentwickelten Grundsätzen der Tugendlehre bekannt gemacht wurden. Sie sahen es, wie sie sogenannte gottesfürchtige Handlungen ausübten, lernten von ihnen einige Bewegungsgründe dazu, welche vielleicht dunkel und fanatisch genug waren, und nun fiengen sie auch schon an, ihren Aeltern und Lehrern mit unverwandtem Blick zu folgen, und ungeachtet aller Verschiedenheit in den äusserlichen Verhältnissen ihre eingesogenen Grundsätze in Anwendung zu bringen.

Hier stellt sich dem Blicke des denkenden gefühlvollen Mannes ein großes, ein rührendes Gemälde dar, wenn er im Geiste sich ins mittlere Zeitalter versetzt, um da Belege zu diesem Raisonnement aufzusuchen. Ganze Völker werden von der Pflicht des Gehorsams gegen ihre reformatorische Fürsten losgesprochen. Diese Fürsten selbst werden zu den schimpf-

lichsten Erniedrigungen gezwungen. Alles ist in Aufruhr. Wo man auch hinblickt, glüht alles von heiligscheinendem Feuer. Hier schleppt man bleiche Gestalten aus ihrem Kerker hervor zum schwarzen Tribunal, und dort werden andere mit schweren Fesseln beladen ans Elend geschmiedet. Hier errichtet man Blutgerüste, und dort thürmt man Scheiterhaufen empor, und da bemalt man einen papiernen Kopfputz mit satanischen Figuren, menschliche Schlachtopfer damit zu zieren. Blut und Tod ist das allgemeine Losungswort, und Blut strömt nieder von hohen Gerüsten, und in lodernden Flammen erscheint der schreckliche Tod. Woher diese schaudervollen Auftritte?

„Die Ehre der Religion muß befördert werden," sagte man. Eine gute Absicht! Aber anstatt nun diesen Allgemeinsatz zu zergliedern, und ihn mit andern Forderungen der Religion und Menschenliebe in Verbindung zu stellen — anstatt nun die Absicht der wahren Religion zu bestimmen, und zu beweisen, wodurch ihre Ehre befördert werden könne — anstatt also zuzusehn, wie diese an sich betrachtet gute Absicht zu erreichen sei, — o wie war es möglich? — An dessen Statt konnte man gleich zur Praxis übergehn, und zum Preise der H. Dreifaltigkeit Wohl und Leben so vieler hundert Menschen aufopfern?

Blos deswegen aufopfern, weil sie den herrschenden Glauben nicht hatten, oder nicht zu haben schienen? —

Man würde wenig menschliches Gefühl verrathen, wenn man das alles, zumal beim Volke, auf Rechnung der schändlichsten Bosheit schreiben, und nicht vielmehr aus Mitleid mit seinem armen kurzsichtigen Geschlechte es glauben wollte, daß jene Verirrungen der damaligen Zeit größtentheils in einer misverstandnen guten Absicht, und mithin in der Uebereilung eines guten Herzens ihren eigentlichen Grund gehabt hätten. Aber ohne Zweifel hat auch jener — wie man sagt — aufgehobene Orden, welcher den moralischen Probabilismus, das heißt, die Lehre von der Hinlänglichkeit einer guten Absicht zur Güte der Handlung vertheidigte, sehr viel dazu beigetragen. Dank sei es der Aufklärung, daß man jetzt auch durch Toleranz die Ehre der Religion zu befördern gelernt hat!

So leicht wird ein solcher Allgemeinsatz in besondern Anwendungen und aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet zu einem Aufmunterungsgrunde gesetzwidriger und lasterhafter Handlungen! So leicht verleitet eine im Ganzen genommen gute Absicht zu Uebertretungen der unwidersprechlichsten Lehren der Tugend und Religion! Nur jene Aufklärung des Verstandes, die sich nicht mit blossen Redensarten be-

gnügt, sondern ihren Sinn enthüllt, und in Verbindung mit andern Wahrheiten denkt — nur diese wird alle das Unheil verhindern können. Sobald diese Aufklärung nicht da ist — sobald gute Absichten blos Ausflüsse eines unbestimmten, gesetzlosen, instinktartigen Enthusiasmus für Tugend und Religion werden; so weiß ich nicht, ob man über Herzensgüte mehr lachen oder weinen soll. Lachen möchte man über den Menschen, der damit prahlt, wenn man bedenkt, daß er auch dann noch steif und fest glaubt, er befolge den Befehl der Tugend und Religion, ob er ihm gleich würklich zuwider handelt. Denn alle Disharmonie von solcher Art kann Lachen erregen. So sprang jener durch alle Fensterscheiben hindurch, als man ihm befahl, zu gehen, woher er gekommen wäre. Allein er wußte doch noch, daß dieses nicht der Sinn des Befehls sei, wenn er gleich in der That durchs Fenster anfänglich ins Haus gekommen war. — Weinen möchte man auf der andern Seite über jenen herzensguten Menschen, wenn man auf die wahre Würde der Menschheit zurücksieht, zu welcher er sich noch nicht hinangearbeitet hat, und auf das Unheil, welches er dadurch wider seinen Willen über die Menschheit ausbreitet. Kurz! „Ein gutes Herz haben" heißt in dieser Rücksicht weiter nichts, als — der Tugend und Religion recht viel Komplimente machen. Sel-

ten ist ein Kompliment baare Münze. Oft ist es sogar ein Schönpflästerchen des Lasters und der Irreligion. —

Also, wie gesagt, eine blos direkt gute Absicht, oder die blosse Richtung des Willens auf die gute Würkung, welche man durch eine Anwendung seiner Kräfte darzustellen sucht, macht die Handlung selbst noch nicht gut. Die Mittel, die wir dieser Absicht unterordnen, müssen ebenfalls gut und zweckmäßig seyn, und in der Wahl derselben müssen wir uns nach einer genauen bestmöglichen Ueberlegung der Folgen richten, die unsere That nach sich ziehen kann.

Diese Ueberlegung stellt aber nun wieder der gutherzige Mann von eingeschränktem Verstande nicht an. Es geht ihm, wie dem bekannten Schuster, welcher Leder stahl, um den Armen daraus Schuhe zu machen. Sein Blick ist immer auf den verworrenen Glanz eines einzigen Punkts geheftet, der seine Augen verblendet, und ihn tausendmal ohne sein Wissen straucheln läßt. Er geht seinen Gang immer so ganz gleichgültig dahin, ohne sich sonderlich darum zu bekümmern, ob er auch den rechten Weg betreten habe. In seinem Busen flammt die Begierde, seine Brüder glücklich zu sehen: aber sie ist ein elektrisches Feuer, welches bei ihm unwirksam bleibt, weil er keine Kenntniß von unelektrischen Körpern hat, die er ihm nahe bringen könnte. Und trift es einmal, daß

er die schicklichsten Mittel zur Befriedigung seiner Begierde gewählt hat; so kann ihn doch schon wieder die geringste Schwierigkeit zurückschrecken, weil ihm das Licht des Verstandes fehlt, womit er diese Schwierigkeit von allen Seiten beleuchten könnte. Immer weidet er sein Auge an dem täuschenden Schimmer seiner innern Herzensgüte; und von dieser Güte überzeugt unternimmt er jede Handlung, unbesorgt wegen des zweckwidrigen Ausgangs, den sie nehmen kann, und sehr oft würklich nimmt. Und wenn man ihn nachher darüber zur Rechenschaft zieht; so ist es seine gewöhnliche Entschuldigung: „Ach, du lieber Gott! wie konnt' ich das voraussehen? Ich hatte ja die beste Absicht von der Welt dabei. O könnt' ich sie doch jeden in meinem Herzen lesen lassen! Aber was hilfts? Der Zufall hat nun einmal meiner gutgemeinten That diese böse Wendung gegeben.“ Ja, der Zufall, hätt' ich gedacht. Handlungen, aus dummer Herzensgüte unternommen, haben niemals zufällig böse wohl aber zufällig gute Folgen.

Das wußten schon die Karthaginienser, von denen Livius erzählt, *) sie hätten allemal ihre Heerführer gekreuzigt, wenn sie eigenmächtig, auch aus Patriotismus, irgend einen verwegnen Anschlag ge-

*) Histor. rom. libr. XXXVIII. c. 48.

faßt hatten, ihr Ausgang mochte nun glücklich seyn, oder nicht. Diese Grausamkeit bei Seite gesetzt, war es so unrecht eben nicht. Sobald Herzensgüte von jeder Art in Dummdreistigkeit ausartet; so schadet man dadurch dem Menschengeschlechte mehr, als man ihm nutzen kann. Ein Mensch also, welcher dieser Ausartung nahe ist, bedarf immer noch den Verstand eines andern Menschen zum Führer. Aber wer wird denn darauf immer seine Hofnung setzen? Wer wird sich nicht schämen, dazu jedesmal seine Zuflucht zu nehmen? Hat gleich der Gutherzige eben keine sonderliche Neigung zum Mistrauen — lehrts nicht demungeachtet die Erfahrung, daß er sich immer mehr auf sich selbst, als auf andere verläßt? Und lassen nicht auch andere ihn ebenfalls gern schalten und walten, sobald er sie nur durch einige Proben seiner Herzensgüte geblendet hat?

Ja, noch mehr! Ein blosses gutes Herz ist selbst dem, gegen welchen es sich thätig beweisen will, nicht selten ganz zuwider. Und warum? Eben weil es nicht von Verstand begleitet wurde.

Wir wollen uns nur einmal einen gutherzigen Mann denken, welchen ein Weltmann von feiner Empfindung für Ehre und Schande beleidigt hat. In einer großen Gesellschaft, wo sich von ungefähr auch dieser befindet, wird der Gedanke: Liebe deine Fein-

de! auf einmal so rege, so lebhaft, so allgewaltig in ihm, daß er aufspringt, und, wie von Instinkt getrieben, jenen Weltmann mit den Worten umarmt: „O kommen Sie, lieber Mann! Sie waren mein Feind — haben mich beleidigt — sehr beleidigt. Aber — liebet eure Feinde! Hier ist meine Hand! Wir wollen uns wieder aussöhnen! Es sei Ihnen vergeben!" Wird sich nun dieser nicht durch eine solche triumphirende Miene von Großmuth erniedrigt fühlen? Ist es nicht leicht möglich, daß der Gedanke: Wie bist du doch hier gedemüthigt worden! seine Bereitwilligkeit zur Aussöhnung überwiegt? daß er sein Verfahren auf alle Weise zu vertheidigen sucht, weil er hier seine Ehre zu vertheidigen glaubt? daß er endlich gar auf neue Ränke sinnt, womit er diese unbesonnene Gutherzigkeit bestrafen kann? —

Aber nun wollen wir einmal diesem gutherzigen Manne zugleich feinen Verstand und feine Empfindung geben. Sein Beobachtungsgeist war schon lange bis auf die geheimsten Züge in dem Charakter seines Feindes gedrungen. Schon lange hatte er an ihm jede besondere Seite entdeckt, und die Mittel ersonnen, wie man ihr am sichersten beikommen könne. Mit welcher Schonung, mit welcher Delikatesse wird er ihn nun nicht in dieser Gesellschaft behandeln! Mit welcher Feinheit, mit welcher Politik wird er

sich selbst dem Scheine nach verkleinern, und sich so seinem Feinde an die Seite stellen! Und wie mächtig wird auf diesen ein so gefälliges, so herablassendes Betragen wirken! Gern wird er nun ihm sein Herz entgegentragen, gern ihm die Hand drücken, die er zur Aussöhnung ihm darbot. Mit dem innigsten Gefühle von der Würde des Beleidigten, und von der Schändlichkeit seines eignen Vergehens, mit wahrem erneuertem Freundschaftssinne wird er ihm ins Auge sehn, und sagen: Ich verehre dich.

Wird nicht also auf die Art Herzensgüte durch Aufklärung des Verstandes und durch geläuterten Geschmack erhöht und veredelt? Ist nicht in dieser Begleitung ihr Einfluß aufs Menschenwohl weit ausgebreiteter? Erhebt sie nicht in dieser Gestalt den Menschen ungleich höher über die Thiere des Feldes, in denen wir ähnliche Tugenden entdecken? —

Dies alles ist blos aus dem Begriffe einer vollkommen guten Handlung gezogen. Diese muß nämlich nicht etwan nur überhaupt eine gute Absicht, sondern auch eine durchdachte gute Absicht und wohlthätige Folgen haben, und ausserdem durch die besten, gesetzmäßigsten Mittel, auf die beste, weiseste Art bewirkt werden. Und wornach könnten wir auch wohl anders die Güte des Herzens würdigen, als nach

dem Maaße ihres Einflusses auf die Güte unserer Handlungen? —

Nach diesen Grundsätzen ist es nun wohl beinahe überflüßig, die Frage noch einmal aufzuwerfen: was ein gutes Herz ohne Aufklärung werth sei? Jeder meiner nachdenkendern Leser wird schon gefunden haben, daß in dieser Gestalt ein gutherziger Mann sich durch folgende Hauptmerkmale auszeichne:

1) Unbestimmte Wärme des Gefühls, welche größtentheils auf Nervenschwäche beruht, daher man auch unter Kindern, Frauenzimmern und Kranken gewöhnlich am meisten Herzensgüte bemerkt.

2) Dunkle Grundsätze, welche man (daß ich mich so ausdrücke) nur empfindet, aber selten oder nie durchschaut, wie man es an gemeinen Leuten wahrnimmt, die ebenfalls im Durchschnitte genommen vorzüglich viel Herzensgüte verrathen.

3) Instinktartige Bereitwilligkeit, andern zu dienen, ohne zu fragen: wie und wozu?

4) Unbeschränkte Sorglosigkeit in Rücksicht auf die Folgen der Handlungen.

5) Mangel an Menschenbeobachtung aus großem Vertrauen zu ihnen.

6) Oeftere Uebereilungen aus großem Vertrauen zu sich selbst, und aus Bewußtseyn der Güte seiner Absichten. —

Wie viel wird nun also die Aufklärung des Verstandes und des Geschmacks zur Veredlung eines guten Herzens beitragen können?

1) Die unbestimmte Wärme des Gefühls verwandelt sie in Feinheit der Empfindung.
2) Sie verhindert es, daß man sich durch dunkle Begriffe, durch Vorurtheile und Volksmeinungen leiten und bestimmen lasse.
3) Sie treibt uns an, die Absichten unserer jedesmaligen Handlungen aufs genauste zu untersuchen, und mit aller Behutsamkeit die zweckmäßigsten Mittel zu ihrer Erreichung zu wählen.
4) Sie macht uns fähig und geneigt, bei jeder Handlung, so viel als möglich, die Umstände zu Rathe zu ziehen, um ihre mögliche Folgen auszuforschen.
5) Sie führt uns an zur Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Charaktere der Menschen, um dadurch noch um desto mehr Gutes hervorbringen zu können.
6) Sie sucht auch unsern Beobachtungsgeist auf uns selbst zu lenken, und weiß dadurch manchen Irrthum und manchen Fehltritt zu verhüten. —

Wird man sich nun noch wohl wundern können, wenn man das Urtheil der großen Welt über den Werth ei-

nes guten Herzens fast ganz dem Urtheile des gemeinen Lebens entgegengesetzt findet? Hier erscheint oft ein gutes Herz ausser dem Zusammenhange mit Aufklärung des Verstandes und des Geschmacks. Aber woher kommts, daß es demungeachtet in den Augen des Volks seinen Werth behält? Weil der Wirkungskreis des gemeinen Mannes zu klein, zu beschränkt ist, als daß er durch seine blosse Herzensgüte viel Unheil stiften könnte. Fehlts ihm also auch an wahrer Weisheit; so wird dies dennoch nicht sonderlich auffallend seyn: denn es wird von ihm nicht viel mehr gefordert, als was er vermöge seiner rohen Naturanlagen leisten kann. — In der großen Welt hingegen verhält sich dies schon ganz anders. Da ist jener Wirkungskreis schon ausgebreiteter, und also auch schon ungleich mehr Feinheit des Verstandes und des Geschmacks nothwendig, wenn man ihn ganz ausfüllen, und den höchstmöglichen Nutzen stiften will. Ein gutherziger Mann ohne Staatsklugheit, ohne Weltkenntniß, ohne Aufklärung am Ruder eines Reichs — warlich! eine Skorpion, womit ein Rehabeam das Volk züchtigen könnte! —

In der großen Welt also trägt ein gutes Herz, getrennt von einem gewissen Grade der Aufklärung, sichtbar den Stempel der Einfalt und Geisteskindheit, da dieser Stempel hingegen im gemeinen Leben so all-

täglich ist, daß man weiter nicht sonderlich drauf reflektirt. Wenn deswegen dort von einem blos gutherzigen Manne die Rede ist; so nennt man ihn wohl eine ehrliche Haut, einen guten Hals, und was man sonst noch für Ausdrücke dafür hat. Allein von einem feinen, aufgeklärten und zugleich gutmüthigen Manne sagt man: er hat ein edles Herz, eine edle Seele u. s. w. In dieser Rücksicht könnte man also den Ausdruck: „gutes Herz" wohl unter den ungebildetern Theil des Volks verweisen, und zwischen einem guten und edeln Herzen einen gegründeten Unterschied machen.

Heil aber — so ruft hier mein Genius aus — Heil aber dem Manne, dessen weitsehender Blick selbst auf die geheimern Freuden und Leiden der Menschheit dringt, und der an jenen und diesen mit warmem Herzen thätigen Antheil zu nehmen weiß! Niemals reißt ihn der Strom einer überwallenden Empfindung mit fort. Er denkt und wirkt, indeß der träge Weichling dahinschmilzt in Entzückung, oder ängstlich wimmert und seufzt beim Anblick des Schmerzes. Festigkeit ist der Hauptzug seines großen Charakters. Die Weißheit adelt ihn, und Herzensgüte setzt ihn in Thätigkeit. Heil dem Manne, der sich so weit der Gottheit genähert hat!

## 3.
# Ueber die Unsterblichkeit der Thiere. *)
## Ein Morgendialog
### nebst angehängtem Morgensegen.

Hellmann und Justchen lebten auf einem kleinen Landgute in stiller Eingezogenheit. Sie waren Muster zärtlicher Gatten, welche den Mangel des Reich=

*) Vielleicht ist die Unsterblichkeit der Thiere nur Vermuthung. Das will ich gern zugestehen. Aber in meiner Seele ist sie Gewißheit; und diese Gewißheit ist so ganz meinen Empfindungen angemessen, und das Gegentheil so ganz meinen Begriffen von der Gottheit zuwider, daß ich um vieles in der Welt mich nicht davon trennen möchte. Ich weiß wohl, daß die Sache auch lächerlich gemacht werden kann; und der erste Grund davon ist wohl dieser, weil man in Gedanken die äussere Form der Thiere ebenfalls in ein anderes Leben überträgt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß einzig und allein von den Seelen der Thiere die Rede seyn könne. Und diese werden denn doch wohl den Seelen der Menschen, welche man gern für unsterblich erklärt, so ganz und gar unähnlich nicht seyn, da sie so vieles mit ihnen gemein haben. Allein wenn durch Spötterei und Lächerlichmachen die

thums an Golde durch die glücklichste Harmonie ihrer Seelen zu ersetzen wußten. Ganz auf Einen Ton gestimmt kannten sie nichts von jenen unseligen Zwistigkeiten, die entweder von dem einen oder dem andern aufgeregt, nach und nach in dem Innern so manches Hauses wühlen, und nur gar zu oft den Umsturz desselben zur Folge haben.

Nur ein kleiner Unterschied fand sich bei ihnen. Hellmann dachte, wo Justchen empfand. Jener blieb ruhig, wo diese durch überstarkes Gefühl erschüttert wurde. Sie hatte viel gelesen: allein sie war in ihrer Leserei dem Strom der Mode gefolgt, und dabei zu tief in das Gebiet der Romane gekommen. Man hätte denken sollen, daß diese Verschie-



Wahrheit eines Satzes geprüft werden könnte, wie Shaftesbury wirklich behaupten wollte — wehe dann unsern meisten Religionslehren, über welche die Voltaire aller Zeiten sich hergemacht haben! Mir selbst kommt die Sache nichts weniger als lächerlich vor, und man wird mir desfalls gern diese subjektive Wahrheit lassen, zumal, da sie so unschädlich ist. — Uebrigens ist hier die dialogische Einkleidung nur deswegen gewählt worden, um meiner Untersuchung wenigstens einigermaßen den Anstrich des Angenehmen zu geben. —

denheit ihrer Charaktere der Harmonie ihrer Seelen zuwider gewesen sey. Aber es war nicht so. Hellmann verband mit seiner Liebe zu viel Klugheit und Menschenkenntniß, und Justchen mit der ihrigen zu viel Sanftmuth und Nachgiebigkeit, als daß dieser Umstand ihre Ruhe hätte stören können. So oft ihre Empfindung brauste, und gleichsam in hellen Flammen aufloderte, sah jener gelassen zu, bis sie so ziemlich verraucht war; und sobald sie im Gegentheil bemerkte, daß ihr Gatte nachdenkend geworden sei, stimmte sie sich wieder zu ihm, und suchte ihm in seinem Gedankenfluge nachzufolgen. Und durch die öftere Uebung hatte sie es wirklich bis zu einem ziemlichen Grade von Aufklärung gebracht. Freilich stach Empfindsamkeit noch immer in ihrem Charakter vorzüglich hervor: allein an der Seite ihres Hellmanns war denn doch der Aufruhr derselben einigermaßen gedämpft worden. Verfeinerung ihres Verstandes hatte das Gleichgewicht in ihren Seelenwirkungen ungefähr wieder hergestellt, obgleich in einzelnen Zeitpunkten dieser Erfolg noch nicht sonderlich merkbar war.

Was war natürlicher, als daß beide sich im höchsten Grade glücklich fühlten, und eins gleichsam in dem Elemente des andern lebte? Entfernte das

Schicksal sie zuweilen von einander; so war dieses Element so lange vergiftet, bis sie sich wieder sahen.

Wenn sie beisammen waren, hielten sie treue Abwartung ihrer ländlichen Geschäfte für eine ihrer seligsten Pflichten. Und zur Erfüllung dieser Pflicht suchten sie sich an jedem frühen Morgen durch einen Spatziergang ins nahgelegene Wäldchen vorzubereiten. Hier war es, wo sie bei erträglicher Witterung sich nicht nur den Plan ihrer Tagesverrichtungen entwarfen, sondern auch mit aller der Rührung, welche der Anblick der schönen Natur in jeder weichgeschafnen Seele rege machen kann, ihre Morgenandacht verrichteten. Sie hatten hier im Dunkel dickbelaubter Bäume eine Rasenbank angebracht. Da ließen sie sich nieder, und oft, wenn der feierliche Ernst des Waldes, und die stille Pracht der aufgehenden Sonne sie zu heiliger Begeisterung stimmten, fielen sie fast unwillkührlich auf die Knieenieder, und zerflossen in namenloser Entzückung.

Auch jetzt wieder giengen sie Arm in Arm ihren Weg dahin. Es war ein ganz vorzüglich schöner Morgen. Hellmann schwang im Geiste sich zur unGeschafnen Gottheit hinauf, und dankte ihr schon im voraus, daß sie den schönen Morgen hervorgerufen hatte, und Justchen wagte es kaum, ihren Gatten anzusehen, aus Furcht, entweder ihn zu stören, oder

selbst zerstreut zu werden. Stumme Freude herrschte in ihrer Seele. Sie verloren sich ganz in dem bezaubernden Anblicke der erwachenden Natur. Jetzt fanden sie sich nahe bei der Rasenbank, wo sie sich niederzulassen pflegten. Aber welch eine Szene eröfnete sich hier! Die süße Stille ward unterbrochen: denn auf einmal rief Justchen in dem kläglichsten Tone des Mitleids aus:

„Ach Gott! Sieh einmal, Bester! Sieh einmal! Das arme Vögelchen!"

Sie hob es auf. Es war tod. Aus seiner Wärme ließ sich schliessen, daß es noch vor wenigen Augenblicken gestorben seyn müsse.

„Tod! — Tod! — (hier hob sie das Thierchen mit der traurigsten Miene, mit der hinreissendsten Sprache des Schmerzes in die Höhe) Ach Gott! — tod! — Du armes, armes Thierchen! Du konntest dich auch freuen, wie wir — grüßtest noch heute vielleicht die Sonne mit deinem Gesange. O sieh einmal, Hellmann, wie starr es nun ist! Nun fühlt es nicht mehr, sieht jene schöne prächtige Sonne nicht mehr, singt ihr nicht mehr in froher Unschuld entgegen, und seine kleine Jungen zirpen vielleicht umsonst nach Nahrung und Hülfe! — Großer, großer Gott! Schon wieder eine Freude weniger in deiner Welt! Da sahn wir ihm nun zu, dem herrli-

chen Morgen, und unser ganzes Herz war Dankgefühl. Aber was hilfts, daß du dort deine prächtige Sonne herauf führst? Was hilfts, daß ihre Stralen diese Eichenwipfel vergülden? Ach! du bist und bleibst ja doch auch auf der andern Seite Monarch — Verderber — Freudenzerstörer! — Armes, armes Thierchen!"

Kaum konnte sie sich halten vor überwallender Empfindung. Sie warf sich auf die Rasenbank, und legte sanft das Vögelchen neben sich nieder. Der höchste Ausdruck des Schmerzgefühls war lesbar in ihrem Gesichte. Zu wiederholtenmalen rief sie aus:

„O wer weiß, wie viele Freuden nun schon wieder weniger! Wie viele unschuldige Freuden!"

Hellmann sah ihr eine Weile zu, und schwieg still. Er wollte auch in diesem Falle ihre Empfindung noch nicht gleich unterbrechen. Endlich entfernte er sich unter die Schatten der Bäume, und ließ sein Justchen allein. Ihre Empfindung hatte sich ihm jedoch in einem verhältnißmäßigen Grade mitgetheilt. Heilige Schauer ergriffen ihn. Er dachte nach über die wunderbaren Plane der Gottheit, und jeder Gedanke war — Gebet. Bald aber wurde er wieder etwas heiterer. Er fieng an, mit sanfter Stimme zu singen:

Freudenvoll ist die Natur —
Freudenvoll auch hier!
Dieser Wald und jene Flur
Zeigt mir deiner Güte Spur.
Gott! Ich danke dir!

Jedem, der dich noch verkennt,
Oefne seinen Sinn!
Aber wenn er gut dich nennt,
Und von Dankbarkeit entbrennt,
O dann segne ihn!

Scheinst du ihm gleich wunderbar —
Stärke seinen Muth!
Manches Leiden wägst du dar;
Aber — ewig bleibt es wahr —
Immer bist du gut.

Ja! In deiner Welt ists schön!
Glücklich, wer es fühlt!
Mögen Unglückswinde wehn —
Immer wird er Liebe sehn,
Die sein Glück erzielt.

Noch schlenderte Hellmann eine Weile unter dem Drange männlicherer Empfindungen durchs Wäldchen hin, ehe er wieder zu seiner Gattin kam. Sie saß da, ihren Kopf auf einen Arm gestützt, in nach-

sinnender Melancholie. Ihre Blicke waren geheftet auf den todten Vogel, welcher mit ausgebreiteten Flügeln vor ihr lag. Allein kaum erblickte sie ihren Hellmann; so erwachte sie aus ihrem schwärmerischen Traume. Sie stand auf, und faßte ihn schweigend an der Hand.

„Wie? sagte Hellmann. Noch immer so niedergeschlagen? Wozu das, gutes Justchen? Ist doch der Morgen so herrlich! so bezaubernd schön! Warum sollten wir ihn nicht geniessen? Es ist ja, als wenn die Gottheit uns sichtbar umschwebte. Laßt uns sie nicht tadeln! Die ganze Natur scheint heute so heilig! Unlust entheiligt sie. Und was haben wir auch davon? Alles erwachte ja zur Freude."

Justchen. Alles? Ach Gott! — Nicht alles! — Das arme, arme Thierchen! Sieh doch, wie es die Flügelcher so traurig ausbreitet! Als wenns sich beklagte, daß es sich nun nicht mehr freuen kann!

Hellmann. So komm nur, Justchen! Wir wollen lieber den Ort verlassen. Jetzt kannst du noch nicht hier dein Morgengebet verrichten.

Justchen. Nun denn! — Aber — noch Eine Thräne dem Thierchen! Es ist doch auch ein Geschöpf unsers Gottes. Ach! — da liegt es nun — zu Nichts geworden! —

Sie sah sich noch einmal um, und — eine helle Thräne erschien in ihrem großen blauen Auge. Langsam schlich sie die Wange herab, und Hellmann küßte sie weg. Nun gieng sie schon ruhiger an der Seite ihres Gatten dahin. Sie riß sich los von ihren traurigen Gedanken, so gut es ihr nur immer möglich war. Sie suchte sich ganz nach dem Tone zu stimmen, den seine Seele nun einmal angenommen hatte, und dieser Ton schwebte gerade jetzt so in der Mitte zwischen Frölichkeit und stillem Ernste.

Nach einer ziemlich langen Pause blieb er plötzlich in einiger Entfernung von der Allee stehen, die in dem Wäldchen angebracht war.

Hellmann. Sieh einmal, Justchen! wie die Natur da spielt!

Justchen. Wo?

Er. Scheints nicht, als wenn die Allee oben schmäler wäre, als unten? Ich hab' das lange so auffallend nicht bemerkt, als jetzt, da die Stralen der Morgensonne so schrege durchfahren.

Sie. Wirklich! — Ist denn die Allee sonst oben breiter gewesen? —

Er. Das wirst du gleich sehen.

(Sie giengen miteinander durch die Allee, und fanden natürlicher Weise oben und unten die Bäume gleich weit auseinandergestellt.)

Sie. Warlich! Man sollte kaum glauben, daß unsere Sinne uns so sehr täuschen könnten. Ich dachte sicher, sie wäre oben wenigstens einen Schritt weniger breit.

Er. Ja freilich! Das dachtest du: aber dein Gedanke war falsch, ob er gleich noch so viel Schein für sich hatte. Und die Entstehungsart des ganzen Irrthums war diese: Erst sahst du die Allee — dann ward die scheinbare Ungleichheit in der Stellung der Bäume dir auffallend — und endlich zogst du den Schluß heraus: die Allee ist würklich an jenem Ende schmäler, als an diesem Ende — sie lauft spitzig zu. — Wo lag nun also im eigentlichsten Verstande der Irrthum?

Sie. Offenbar in diesem Schlusse.

Er. Und dieser Schluß ist eine Sache der Vernunft. Die Vernunft war es also, welche dich eigentlich irre führte, obgleich deine äussere Empfindung von der Allee ihr den ersten Stoß zu diesem Irrthume gab. Nachher untersuchtest du den Schein der Ungleichheit in der Stellung der Bäume genauer, und nun wurden deine Sinne wieder in den Stand gesetzt, das Urtheil deiner Vernunft zu berichtigen.

Sie. Wozu aber nun diese Bemerkung?

Er. Das will ich dir sagen, gutes Justchen! Du hast sehr viel Empfindung: aber nichts ist fähi-

ger, unsere Vernunft hinter das Licht zu führen, als sie. Es ist nur gar zu oft blosser Schein, was unsere Empfindung für Wahrheit ausgiebt. Und wenn wir also vernünftig seyn wollen; so dürfen wir nie mit unsern Urtheilen gar zu schnell hervortreten.

Sie. (drohend mit lächelnder Miene) Nun? Du wirst mir doch wohl nicht wieder Verweise geben wollen? Mir deucht, sie lauren schon im Hinterhalte.

Er. Verweise! — liebes Justchen! Was denkst du? Ich wollte nur davon die Anwendung machen auf deine vorige Klage über den todten Vogel. Du sahst ihn — er war, so wie er da lag, ganz gefühllos — das rührte dich — deine Mitempfindung wurde rege — und nun [redacted] machtest gleich den Schluß: es sei nun schon wieder eine Freude weniger in der Welt. Aber wenn wir's genauer untersuchen — was sahest du? was lag vor deinen Augen? Nur die äussere Hülle des Vogels. Und die ists ja nicht, welche bei Menschen und Thieren Gefühl hat. Die Seele ists ja allein. Binde einen Faden fest um deinen Finger, so daß die Seele nicht mehr vermittelst des Nervengeistes auf ihn wirken kann; so wird auch dein Finger gefühllos seyn. Also blos die Seele des Thierchens war abwesend. Und hättest du diese mit deinen Sinnen verfolgen können, wie du hier mit deinen Sinnen

die Distanz der Bäume untersuchtest; so würden sie vielleicht auch hier das Urtheil deiner Vernunft: es sei nun schon wieder eine Freude weniger in der Welt — berichtigt und verbessert haben. Du würdest vielleicht auch hier auf die Entdeckung gekommen seyn: Mein Schluß war ein Trugschluß.

Sie. Möglich ist es. Das will ich gern zugeben. Allein ich dachte bei der Sache so: Alles, was lebt, ist eines gewissen Grades von Freude fähig; aber doch nur so lange, als es wirklich lebt. Nun hat doch ein Vogel nach diesem Leben gewiß kein anderes zu erwarten. Also mit seinem jetzigen Leben werden auch alle seine Freuden geendigt seyn. Dieser Gedanke war es, welcher mich vorher so traurig und niedergeschlagen machte.

Er. Ob er aber wahr und wichtig genug dazu gewesen sei — das ist eine andere Frage. — Sag' mir nur einmal, ob der vorige Besitzer unsers Landguts, als er diese Allee anlegte, nicht auch seine Absichten dabei gehabt haben müsse? —

Sie. Allerdings. Er sorgte dadurch für sein Vergnügen, eröfnete sich einen schönen Spaziergang, und wenn er ein wirklich guter, menschenfreundlicher Mann war; so nahm er dabei vielleicht auch auf seine Nachkommen Rücksicht. Ich selbst, dachte er dann, werde wohl die Vortheile davon nicht lange und nicht

ganz geniessen können. Aber was schadets? Die Anordnung ist doch schön, und ich werde doch dadurch vielleicht Ursache von viel tausend angenehmen Empfindungen.

Er. Aber nun rechn' einmal davon ab, was menschlich ist, und Beschränktheit verräth, z. B. die Möglichkeit, solche Vortheile nicht lange mehr zu geniessen; so können wir davon auf die Absichten Gottes bei der Schöpfung die Anwendung machen. Wer diese Allee anlegte, sorgte dadurch erstlich für sein eignes Vergnügen. Ist es aber wohl zu leugnen, daß auch für die Gottheit der Anblick der erschafnen Dinge ein Bestandtheil, obgleich kein wesentlicher, Bestandtheil ihrer Seligkeit seyn müsse? — Ferner aber hofte auch unser Vorgänger dadurch den Grund zu mancher angenehmen Empfindung zu legen: und auch hier ist es nicht zu leugnen, daß die Gottheit bei der Schöpfung ebenfalls auf die angenehmen Empfindungen, welche dadurch lebendigen Wesen bereitet wurden, Rücksicht genommen, oder vielmehr, daß eben diese Rücksicht sie vorzüglich zur Schöpfung bewogen habe. Alle lebendige Wesen sind mithin eines gewissen Grades von Glückseligkeit fähig. Denn Glückseligkeit besteht eben in der Summe, in der Lebhaftigkeit und Dauer der angenehmen Empfindungen, oder mit einem Worte, der Freuden leben-

diger

diger Wesen. Je häufiger, je lebhafter und anhaltender also ihre Freuden sind, desto glückseliger sind sie.

Sie. Allein solltest du nicht jetzt den Knoten noch fester zusammenziehen, lieber Mann? Vorher zweifelte ich nur an der grenzenlosen Liebe Gottes beim Anblick des todten Thierchens — nun fang' ich beinahe auch an, seine Weißheit zu bezweifeln. Nun scheint er mir dadurch, daß er die Freuden in der Welt um eine oder mehrere verringert, nicht nur gewissermaßen seiner eignen Seligkeit, sondern auch seinen Absichten bei der Schöpfung lebendiger Wesen zuwider zu handeln.

Er. Aber siehst du denn nicht, daß du hier schon wieder voraussetzest, es sei nach dem Tode jenes Thierchens eine Freude weniger in der Welt? Und bist du nicht vorher von der Möglichkeit überzeugt worden, daß dies ein Trugschluß seyn könne? — Um dich jedoch vollends zu überzeugen, setze nur einmal den Fall, ich ließe hier in der Mitte der Allee einen Baum weghauen — könnt' ich nicht auch dabei eine gute, wohlthätige Absicht haben? —

Sie. O ja! Vielleicht würden die übrigen Bäume sonst nicht gut mehr wachsen können. Du suchtest also durch das Weghauen des einen Baums die Allee vollkommner zu machen. Vielleicht könn-

test du auch das Holz dazu anwenden wollen, um irgend einem armen Menschen dadurch im Winter eine erquickende Stunde zu machen. Vielleicht war auch der Baum alt, daß seine Stelle wieder durch einen andern ersetzt werden muste.

**Er.** Das alles läßt sich, wie du nachher sehen wirst, sehr leicht auf den vorliegenden Fall anwenden. Aber könnt' ich nicht auch noch eine andere Absicht dabei haben? Wie? wenn ich die Allee wieder durch eine andere Allee durchschneiden lassen wollte? Würden wir dann nicht schon wieder unsern Spatziergang weiter ausbreiten, und mithin auch wieder mehr Vergnügen geniessen können? Der erste Schein wäre indeß immer doch wider mich. Mancher würde denken, ich wollte das schöne Ganze dadurch unvollkommner machen, und etwan durch den Verkauf des Holzes meine Habsucht befriedigen — ich könnte dieser Habsucht sogar die unschuldigsten Freuden aufopfern.

Sie. Und nun die nähere Anwendung? —

**Er.** Ist sehr leicht. Der, welcher so dächte, hätte doch lieber mit seinem Urtheile warten sollen, bis er meine Absicht genau erfahren hätte. Und du willst ihm nun ähnlich werden? willst nun schon gleich beim Tode jenes Vogels das Urtheil fällen, es sei eine Freude weniger in der Welt? Wenn nun

sonst die übrigen Vögel, eben so wie jene Bäume, nicht mehr so gut hätten fortdauern können? In der thierischen Natur muß ja immer eins dem andern weichen.

Sie. Wär' aber das, was weichen müste, immer noch vorhanden geblieben; so würde ja doch bei dem allen noch eine Freude mehr da seyn.

Er. So scheint es. Indessen will ich dich doch hier nicht einmal daran erinnern, daß Unsterblichkeit auf Erden nicht das Loos der thierischen Schöpfung zu seyn scheint. Ich will dir nur zu bedenken geben, daß jede sinnliche Freude (und das sind denn doch die Freuden des Thieres) mit der Zeit stumpf werde. Und wenn nun also dies bei jenem Vogel der Fall gewesen wäre; so konnte ja dadurch, daß ihm die Nahrung seiner sinnlichen Freude genommen und einem andern gegeben wurde, die Glückseligkeit in der Welt erhöht werden. Es entstanden dadurch schon wieder häufigere, lebhaftere und anhaltendere angenehme Empfindungen, und es war mithin gut und weise, daß die Stelle jenes Vogels durch einen andern wieder eingenommen werden konnte.

Sie. Recht gut! Das paßt aber nur auf kranke und alte Thiere. Nur diese sind oder werden nach und nach stumpf, und verlieren die Empfänglichkeit für ihre Freuden. Allein wie manches junge und

muntere Thier wird nicht auch ein Raub der Menschen oder anderer Thiere!

**Er.** Mich wundert, daß du mir diesen Einwurf machen kannst. Erinnerst du dich nicht mehr an den schönen Aufsatz, den du neulich mit mir in **Engels** Philosophen für die Welt gelesen hast? *) Wird nicht durch die Raubthiere das Uebermaaß in der thierischen Schöpfung gehindert? Wird nicht durch sie die Luft von vielen schädlichen und ansteckenden Dünsten gesäubert, welche nothwendig entstehen müßten, wenn alle Thiere, krank oder alt des Todes, auf der Oberfläche der Erde verfaulten? Und werden nicht durch den Menschen eben diese Vortheile zuwege gebracht? — Doch will ich hiebei noch eine andere Erinnerung hinzusetzen. Der Mensch muß ja nun doch einmal zur Erhaltung seines Lebens zum Theil auch die Thiere benutzen, und schon in dieser Benutzung allein liegt für ihn ein sinnliches Vergnügen. Aber sein Leben, welches dadurch erhalten wird — ist nicht dies die Quelle von weit vollkommnern Freuden, von einer weit größern Glückseligkeit, als die Thiere, so lange sie in ihrem gegenwärtigen Zustande bleiben, zu erreichen fähig sind? Das Fleisch der

*) Man findet ihn im zweiten Theile S. 24 rc. unter der Rubrik: **Der Habicht.** Ein Gespräch über die Einführung der Raubthiere in der Natur.

Thiere ernährt ihn, stärkt ihn, erquickt ihn. Nachdem er den Hunger damit gestillt hat, kann er wieder denken, wirken, Weißheit und Tugend mit neuer Kraft lehren und ausüben, und die angenehmen Empfindungen, die er sich durch das alles verschaft, sind ungleich mehr werth, als alle nur mögliche angenehme Empfindungen zusammengenommen, die das Thier, welches er speiste, in seinem ganzen Leben geniessen konnte: denn jene sind ungleich edler und dauerhafter, als diese. Sollte Gott also diese nicht jenen gerne aufopfern? Und sollt' es wohl billig seyn, deswegen gleich das Urtheil zu fällen, es sei nun schon wieder eine Freude weniger in der Welt? Nein! Es scheint ja nur so, und wenn wir bis auf den Grund der Sache zu dringen suchen; so finden wir ja allemal, daß Gott um die Darstellung der höchsten möglichen Summe lebhafter und daurender Freuden besorgt sei.

Sie. Es ist wahr, ich fange schon an, die Wahrheit meines Ausspruchs in Zweifel zu ziehen. An das Gespräch im Philosophen für die Welt dacht' ich nicht einmal mehr. Aber das muß ich doch auch gestehen, ich bedaure das Thierchen noch immer — hab' noch immer Mitleid mit ihm. Denn wenn auch durch seinen Tod die Freuden in der Welt nicht geschwächt, nicht vermindert, sondern vielmehr

im Ganzen genommen noch erhöht und vermehrt worden wären; so würd' es doch allemal noch traurig seyn, daß es ein Opfer für's Ganze werden mußte. Das Thierchen selbst hatte doch nichts davon. Seine eignen Freuden sind doch nun einmal vernichtet.

**Er.** Wie aber? wenn ich auch hier das Gegentheil behauptete? — Den Fall gesetzt, ich hätte hier einen ganz überflüßigen Baum, der an der Stelle, wo er bisher stand, nicht nur weiter gar nichts nützen, sondern auch nicht einmal so schön fortwachsen könnte, als an einer andern Stelle, und ich wollte ihn versetzen, und dadurch einen schönern und dauerhaftern Baum aus ihm machen — würd' ich dann den Baum vernichtet haben?

Sie. Nein! Nur sein Standort wäre verändert.

**Er.** Allein darunter hätte denn doch der Baum nichts verloren. Er wäre im Gegentheil jetzt noch mehr werth geworden.

Sie. Und dies nun angewandt auf die Freuden in der Welt! —

**Er.** Daß es verschiedene Arten und verschiedene Grade derselben giebt — das weißt du. Wenn ich nun also eine minder vollkommne Freude vernichte, dadurch, daß ich an einem andern Orte eine edlere vollkommnere Freude draus mache; so hab' ich doch

wohl durch jene Vernichtung keinen Beweiß von Härte und Grausamkeit gegeben?

Sie. Vielmehr einen Beweiß von Güte und Wohlwollen!

Er. Und hier haben wir denn die wichtige, allgemein bekannte Auflösung der verwickelten Frage, die Leiden in der Welt betreffend. Gott kann unmöglich eine Freude vernichten, ohne die Absicht, eine edlere, daurendere Freude aus ihren Trümmern hervorgehn zu lassen. Er ist ganz Güte und Wohlwollen. Er breitet seine zärtliche Sorgfalt für die Freuden seiner Geschöpfe über die ganze Welt aus.

Sie. Nun merk' ich, wo du hinaus willst.

Er. Wie wär' es auch anders möglich? — Wir wollen aber nur noch einmal mit einem einzigen Blicke auf den Unterschied in den Freuden lebendiger Wesen zurücksehn. Wie viel edler ist nicht die Freude eines vernünftigen Geschöpfs über Weißheit und Tugend und schöne Handlungen, als die Freude eines unvernünftigen über Körperkraft, über Speise und Trank und dergleichen! — Und ausserdem — wie viel bleibender! Die Freude des Thieres ist nur das Werk weniger Augenblicke. Seine Kraft wird oft schlaff, und Speise und Trank gewähren ihm nur im Momente des Genusses angenehme Gefühle, und lassen weiter keine frohe Nachempfindungen zurück.

Aber demungeachtet sind vernunftlose Thiere ohne ihre Schuld nur solcher sinnlichen Freuden fähig. Der Mensch hat sie freilich auch mit ihnen gemein: aber auf der andern Seite hat er doch auch noch Empfänglichkeit für höhere Freuden, und so oft jene niedrigere Freuden für ihn vernichtet werden — so oft z. B. seine Körperkraft abnimmt, seine Gesundheit geschwächt wird; so sucht die Gottheit ihn dadurch eben auf jene höhern Freuden, auf die Freuden des Vertrauens zu ihr, auf die Freuden der Religion, auf die Freuden der Hofnung aufmerksam zu machen. Sollte sie nun aber wohl allein die Freuden vernunftloser Thiere vernichten, ohne ihnen irgend einen Ersatz dafür zu geben? Sollte sie allein über sie das Verdammungsurtheil ausgesprochen haben, und nur die Freuden des vernünftigen Thieres, welches wir Mensch nennen, auf so viel tausend Wegen zu erhöhen und zu veredeln suchen? Wie hängt das mit ihrer allesumfassenden Liebe zusammen? Wie stimmt das überein mit jener grenzenlosen Weißheit, welche nichts in der Welt ohne Absicht thut? Nein, gutes Justchen! In diesem Falle würde Gott ungerecht seyn, weil der Gerechte sich auch des Viehes erbarmt, und die schöne, rührende, eines Gottes so würdige Vorstellung an den Jonas, welcher sich betrübte, weil eine blosse Pflanze verdorrt war:

„Dich jammert des Kürbis, und du hast doch „nicht an ihm gearbeitet, hast ihn auch nicht aufer„zogen — und mich sollte nicht jammern jener gros„sen Stadt, in welcher sind mehr denn hundert „und zwanzig tausend Menschen, dazu auch viel „Thiere?"

Diese schöne, rührende, eines Gottes so würdige Vorstellung wäre nur Trug, nur Blendwerk, nur Heuchelei, nur affektirte Liebe und Herablassung. —

Sie. Und daraus leitest du nun also wohl die Folgerung her, daß Gott auch auf die Vernichtung der Freuden der Thiere bessere, edlere Freuden folgen lassen müsse? —

Er. Wie sichs von selbst versteht! — Wenn ein Mensch stirbt; so ist ihm ebenfalls mit seinem Leben der Grund aller seiner irrdischen Freuden genommen: denn ohne Leben ist keine Freude denkbar. Aber was hoffen wir nun hier, um die Weißheit und Güte der Gottheit zu rechtfertigen? Wir hoffen, daß sie sein Leben in einer andern Sphäre fortsetzen, und da den Verlust irrdischer, unvollkommner Freuden durch weit herrlichere und vollkommnere in Vergessenheit bringen werde. Das Gegentheil — die Furcht vor Vernichtung stürzt die gesunde Vernunft in einen Abgrund von Irrthümern, unser Herz in den Abgrund der Verzweiflung, und unsere aufgeklärte-

sten Begriffe vom höchsten Wesen verlieren sich in Dämmerung und Finsterniß. Wie ist es denn aber möglich, in Rücksicht auf vernunftlose Thiere den ewigen Tod, und mithin die völlige Vernichtung aller Freuden derselben bei jenen erhabnen Begriffen von Gott für denkbar oder gar für gewiß zu halten? — Sind ihre Freuden nicht auch Freuden? Gehören sie nicht auch zu jener unermeßlichen Summe von angenehmen Empfindungen, welche die Glückseligkeit der Welt ausmachen? Waren sie nicht also auch verwebt in den unerforschlichen, aber gewiß höchstweisen und wohlthätigen Plan, den der Schöpfer zum Wohl seiner Geschöpfe entwarf? Wird er sie mithin nicht eben sowohl, als die Freuden des Menschen, auf irgend eine Art veredlen müssen? — Oder sind sie etwan gar keiner Veredlung fähig? —

Sie. Davon wollt' ich eben sprechen. Ich sehe das noch nicht so recht ein.

Er. Du denkst also wohl nicht an den jetzigen Vorzug des Menschen vor den Thieren, an die Vernunft. Was anders, als sie, macht ihn edlerer Freuden fähig? Was anders, als sie, setzt ihn in den Stand, sich zuweilen über das Sinnliche zu erheben, und seine Empfindungen mehr zu vergeistigen? Wie? wenn nun Gott auch den Thieren in einer andern Sphäre diese Vernunft mittheilte?

Würde nicht das schon ein Mittel zur Veredlung ihrer Freuden seyn? Und liegt nicht eine gewisse Anlage dazu schon in ihrer Natur? Warum sollt' er denn jenes Mittel nicht brauchen, diese Anlage nicht entwickeln? Liebe beseelt und leitet ihn ja, und diese Liebe erstreckt sich ja über alle seine Geschöpfe ohne Ausnahme, also auch über die Thiere. — Ausserdem — betrachte nur einmal die Natur! Wie grenzt nicht da alles so genau aneinander! Der Stein an die Pflanze, die Pflanze ans Thier, das Thier an den Menschen! Von der stumpfen Empfindung der Auster bis zur Geschicklichkeit des Affen, des Elephanten oder anderer Thiere — wie viele Stuffen! Und offenbar immer näher der vernünftigen Menschennatur! — Ja, selbst die Veränderungen einzelner natürlicher Dinge — durch welche sanfte, welche unmerkliche Uebergänge werden sie nicht bewirkt! Das Kind empfindet noch ganz dunkel und verworren; der kleine Knabe empfindet schon deutlicher und fängt an, sich sinnliche Begriffe zu sammeln; der angehende Jüngling wagt sich schon in das Gebiet der Wissenschaften; der junge Mann denkt selbst nach, und mit seinem Alter rückt auch bis zu einer gewissen Grenze die Aufklärung seiner Begriffe fort, und endlich lernt er den Lauf und die Entfernung der Gestirne im unermeßlichen Weltraum be-

rechnen. — Wenn er nun stirbt; so glauben wir, wird die Reihe seiner Begriffe in einer andern Sphäre und in einer andern Gestalt wieder fortgesetzt. Warum sollte nun aber das Thier allein auf der niedrigen Stuffe stehen bleiben, die es hier auf Erden erreicht hat? — Und — nicht etwan stehen bleiben, sogar bis zum ewigen Tode heruntergestürzt werden? Warum sollte die Gottheit es dann, wenn der Mensch sich dem Engel genähert hat, nicht auf die Stuffe des Menschen versetzen? Warum sollte sie seine herrlichen Kräfte, wodurch es vielleicht mit dem dummen Hottentotten ungefähr in gerade Linie gestellt zu werden verdiente, nach seinem Tode auf einmal ganz unbrauchbar machen? Ist ihr etwan gar nichts daran gelegen, ob mehr oder weniger, ob edlere oder unedlere Freuden in ihrer Welt zu finden sind? — Die Raupe kriecht unangesehen im Staube, und — siehe da! Es entflattert ihrer Hülle ein schöner bunter Schmetterling. Er scheint sich zu freuen, daß ihm ein weiteres Feld in Gottes Schöpfung angewiesen wurde. Wer heißt uns diese Erscheinung einzig und allein als ein Bild der künftigen Auferstehung des Menschen ansehen? Ward nicht die Raupe durch diese Verwandlung verschönert? Und kann nicht also diese ganze Naturbegebenheit noch mit mehrerem Grunde als ein Vorbild der künftigen Verherrlichung

der Thiere betrachtet werden? — Sie sterben dahin, wie der Mensch. Aber soll er allein nicht umsonst gelebt haben? Soll er allein fortrücken? allein seine Kräfte erhöhen? allein seine Freuden vermehrt, vergrößert, veredelt, verewigt fühlen? — Sie haben eine Seele, wie er, obgleich noch nicht so köstlich geschmückt. Aber soll seine Seele allein sich über Tod und Verwesung hinausschwingen? allein in einer schönern Welt fortdauern? allein in dem Gedanken der gnadevollen Gottheit sich im Taumel der Entzückung verlieren? — Ihre Seele unterscheidet sich von der Seele des Menschen nur in einem einzigen Stücke. Es fehlt ihnen nur eine einzige Kraft — die Vernunft. Der Allmächtige darf nur sprechen, und — sie fehlt ihnen nicht mehr — sie freuen sich ihrer, und stürzen dahin, und danken, und loben und rühmen. Ist es ihm gleichgültig, mehr oder weniger vernünftige Verehrer zu haben? gleichgültig, ob mehr oder weniger Wesen die Seligkeit, die in dieser Verehrung liegt, zu geniessen vermögen? Ist es ihm — — —

Sie. Genug! genug, lieber Hellmann! Ich ziehe meine Klage zurück. Ich unterliege deinen Beweisgründen. O Dank — Dank dir für den herrlichen Begriff, den du mir dadurch von Gott beigebracht hast. Noch nie hab' ich mir in ihm ein klei-

nes, eingeschränktes Wesen denken können. Immer fühlte meine Seele bei dem Gedanken an ihn sich zu heiliger Begeisterung fortgerissen. Nur zuweilen führte meine Empfindung mich irre. Nur zuweilen drängte der Anblick der scheinbaren Verworrenheit in der Natur meine überlegende Vernunft aus ihrem Gleise. Aber jetzt — o! es ist, als wenn tausend Lichtstralen meine Seele durchkreuzten. Jetzt denk' ich mir jenes große, erhabene Wesen noch ungleich größer und erhabener. Ich denke mir meinen Gott, wie er da steht in lichtvoller blendender Herrlichkeit — wie sein sanftes freundliches Auge das ganze unermeßliche Weltall überschaut — wie zärtlich, wie sorgsam es nicht nur bei dem Seraph, der im Glanze höherer Natur vor seinem Throne niederknieet, nicht nur bei dem Menschen, der seinen Geist zu ihm erheben, und ihn durch diese Erhebung nähren und stärken kann — nein! wie es sogar bei dem kleinsten Insekte verweilt, das mit tausenden seiner Nebengeschöpfe ein Sandkorn als seine Welt betrachtet — wie liebreich, wie herablassend seine segentriefende Hand ihm darmißt auch seine kleinsten, kürzesten Freuden auf Erden — wie väterlich er es auf der Leiter der Dinge von Stuffe zu Stuffe immer höher hebt — wie er's durch tausend Revolutionen seiner Natur endlich bis an den großen Grenzpunkt bringt, der es vom Men=

schen, zuweilen kaum merklich, scheiden soll — und nun zuletzt — wie er es an irgend einem Orte auf irgend eine Art für alle die unangenehmen Empfindungen in seinem thierischen Zustande mit dem Schmucke der Vernunft, und für alle die groben, sinnlichen, vergänglichen Freuden mit feinern, geistigern, daurendern Freuden ausrüstet und beseligt. O warlich! Ich fühl' es, der große Geist, der über uns wohnt, erbarmt sich auch der armen, schuldlosen Thiere, und — wie werd' ich nicht so warm bei diesem Gefühle! Gleich möcht' ich niederfallen vor dem großen guten Geiste, und laut ihm dafür danken. Erscheint mir doch nun die ganze Natur in einem neuen, schönern Lichte! Zurufen möcht' ich jedem Würmchen im Staube — o siehe! auch diesem Würmchen hier an diesem Blatte: „Krieche nur immer deinen kurzen Weg durchs Leben hin! Nicht lange währt dein Raupenstand! Vielleicht wirst du bald schon zum schönern Geschöpf dich entfalten — wirst bald vielleicht schon näher rücken der Seele, die in meiner Staubhülle wohnt; und endlich wirst auch du dich edler freuen — auch du es denken und fühlen können, daß Gott dein Vater sei, und auch dich — o daß schon jetzt dich ein froher Schauer der Ahndung durchbebte! — auch dich durch zahllose Abwechselungen immer zu höherm Glücke, zu größerer Seligkeit leite."

Er. Ueber die liebenswürdige Schwärmerin! — Mir lößt dieser Gedanke an die Unsterblichkeit der Thiere noch einen andern Knoten auf, welcher schon oft meiner Seele vorgelegt wurde. — Woher kommts, dacht' ich, daß Gott nun gerade die Thiere und nicht uns zur Unvernunft verdammte? Menschenseelen und Thierseelen sind doch wohl im Grunde aus Einem Stoffe gebildet. Davon überzeugen uns die mannichfaltigen Kräfte und Fähigkeiten, welche sie miteinander gemein haben. Nur haben jene einige Bestimmungen mehr, wodurch sie allerdings einen Vorzug vor diesen bekommen. Aber woher dieser Vorzug? Hatten wir ihn verdient? Hatten wir ein Recht, ihn zu fordern? — Es ist hier nicht genug, zu antworten: Gott gab ihn uns aus freier Güte. Das hiesse den Knoten zerhauen, und nicht auflösen, und diese freie Güte würde dabei ja auch von einer andern Seite betrachtet Partheilichkeit und Ungerechtigkeit werden, weil sich kein denkbarer Grund dafür angeben läßt. Allein auf diese Art, deucht mir, kann die Güte und Gerechtigkeit Gottes recht wohl vertheidigt werden. — Er hatte sich nämlich (ich muß mich freilich hier menschlich ausdrücken) er hatte sich von Ewigkeit her ein System von Glückseligkeit gemacht, welches auf endliche Wesen anwendbar war; und diese Glückseligkeit bestand

in

in einer undenkbaren Menge und Mannichfaltigkeit von angenehmen Empfindungen. Er schuf also zu diesem Zwecke Wesen von der verschiedensten Art und Gattung: aber die Hauptverschiedenheit unter ihnen war Leben und Leblosigkeit. Wesen von der leblosen Art waren theils zur Erhaltung des Ganzen, theils zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen einzelner lebendiger Wesen bestimmt. Durch sie ward also schon ein großer Theil von angenehmen Empfindungen gegründet; und obgleich das Leblose selbst keiner Empfindung fähig zu seyn scheint; so gab doch Gott durch die Stuffenfolge der Dinge und ihrer Veränderungen gleichsam einen Fingerzeig, daß das Leblose durch unmerkliche Uebergänge sich zum Leben und zur Empfindung erheben werde. Allein die lebendigen Wesen waren wieder von einer dreifachen Art. Einige waren blos sinnlich, andere halb sinnlich und halb geistig, und noch andere wieder blos geistig. Die erstern nennen wir Thiere, die andern Menschen, und die letztere Engel oder Geister. Alle diese Wesen sollten einen gewissen Grad und eine gewisse Art von Glückseligkeit empfinden — sollten Freuden geniessen, welche bald gröber bald feiner; bald edler, bald unedler; bald vergänglicher, bald dauerhafter waren, je nachdem das Geistige mehr oder weniger in Anschlag kam. Welch eine Mannich-

faltigkeit in den Empfindungen aller dieser Wesen! Und welch eine Mannichfaltigkeit auch in Ansehung des Werths dieser Empfindungen! War es ein Wunder, daß Gott um dieser Mannichfaltigkeit willen auch die Verordnung machte, daß die unedlere Empfindungen sehr oft den edlern aufgeopfert würden? Daher also die vielen sogenannten Leiden in der Welt! Daher die Freiheit des Menschen, die Thiere zu benutzen! Daher endlich für den Menschen der Verlust der gröbern Hälfte seines Wesens! Mit diesem Verluste, das heißt, mit seinem Tode tritt er in die Reihe der Geister ein, und wird ihrer höhern Empfindungen fähig. Aber sollte diese vortheilhafte Veränderung, dieser wichtige Fortschritt zu größerer Vollkommenheit ihn allein betreffen? Wollt' er es glauben; so würd' er gar zu viel Stolz verrathen, und sich nur auf Kosten der Thiere erheben. Also auch die übrigen lebendigen Wesen, auch die Thiere sind dazu bestimmt, und müssen, nach dem Begriffe, den wir von der höchsten Güte Gottes haben, dazu bestimmt seyn, zu immer größerer Vollkommenheit fortzuschreiten. Der ganze Unterschied zwischen ihnen und ihm liegt also blos in dem Früher und Später. Und wer weiß, ob nicht der Mensch ebenfalls schon über alle Stuffen der Naturreiche gestiegen ist, und von Veränderung zu Veränderung sich immer mehr

der Vernunft und dem Selbstbewußtseyn genähert hat? Nun müssen wir uns also die ganze Schöpfung als einen Inbegriff von Wesen denken, welche zu ihrem eignen Vortheile einer ewigen Revolution unterworfen sind. Alles entwickelt sich mit der Zeit. Ein Wesen rückt unaufhörlich dem andern nach, und jedes Wesen hat seinen Antheil an der Glückseligkeit des Ganzen, so groß oder so gering dieser Antheil auch immer seyn mag. —

Ich weiß nicht, fuhr Hellmann fort, indem er sich mit seiner Gattin langsam der Rasenbank näherte, wo sie den todten Vogel hingelegt hatte — ich weiß nicht, ob ich mich dir zuletzt so ganz verständlich gemacht habe. Die Hauptsache aber hast du doch fassen können, und von dem übrigen wollen wir uns schon ein andermal unterhalten. Wo ist aber nun wohl die Thräne in deinem Auge, liebes, gefühlvolles Justchen? Wo ist nun das süße Dahinschmelzen deiner Empfindung beim Anblick des gestorbenen Vögelchens? Siehe, da liegt es noch, das gute Thierchen! Es versetzte dich vorher in eine so sprachlose Traurigkeit. Aber da liegt es noch! Siehst du's nicht nun schon mit andern Augen an, seitdem du durch Nachdenken deiner Empfindsamkeit eine ganz entgegengesetzte Richtung gegeben hast? Fühlst du es nicht nun schon wieder, daß Gott der Vater aller

Wesen, auch dieses Thierchens Vater sei? Freilich vernichtete er die Art der Freude, deren es in seinem vorigen Zustande fähig war: aber sollte seine allesumfassende Liebe ihm nicht einen ungleich schönern Ersatz dafür gegeben haben? Sein Körper wird nun durch die Kraft der Natur nach und nach in seine Elemente aufgelöst, und diese Elemente werden dann wieder zu irgend einem unbekannten Zwecke genutzt: aber sollte nicht der bessere Theil dieses Thierchens, wodurch die todte Masse da des Wonnegefühls fähig wurde, von der wohlthätigen Macht der Gottheit an irgend einem Orte mit einem andern Körper bekleidet worden seyn, welcher seinem jetzigen Zustande angemessen ist, und wodurch es für eine neue Art von Freude, wie die ehemalige Raupe durch den Körper des Schmetterlings, Empfänglichkeit bekommt? — Ja! ich bin davon überzeugt, und meine Ueberzeugung löst sich in die höchste Bewunderung der weisen, gütigen Gottheit auf. Es ist keine Freude weniger in der Welt. Aus jener scheinbaren Vernichtung hat sie diesem Thierchen edlere Freuden bereitet. Sie hob es schon wieder eine Stuffe höher — näher den vollkommnern Vergnügungen des Denkens und feinern Empfindens. — Und nun bist du sicher auch wieder fähig, mit mir zu beten.

Hier kniete Hellmann wirklich mit seiner Gattin an der Rasenbank nieder. Denn bei solchen Gelegenheiten pflegt' er wohl einmal mit ihr zu romantisiren, und allemal gewann sie ihn dadurch um desto lieber. Sein Gesicht glühte. In jeder Muskel drückte sich freudige Empfindung und heilige Andacht aus. Er fieng an zu beten.

„Wie du nicht so groß, so anbetungswürdig bist, Schöpfer des prächtigen Morgens! Hier in diesem säuselnden Lüftchen, und dort im Sonnenstral, und da im frohen Gesange der Vögel — allenthalben — allenthalben gleich verehrungswerth! O! Siehe, wie wir niederknien im Staube vor dir! Siehe, wie unser Geist nach der süßen Erquickung der Nacht von neuem so kraftvoll zu dir sich emporschwingt! wie so herzlich wir uns deiner Vaterliebe freuen, und wie so warm dir unser Dank entgegenströmt!"

„Ja! Du bist gut. Das erkennen, das empfinden, das rühmen wir laut, und deine erwachende Schöpfung hörts. Ach! Aber wir sinken tiefer in den Staub, indem wir stammeln vor dir: Herr! Herr! Du bist auch wunderbar!"

„Wie horcht nicht alles um uns her auf unser Gebet! — Nur dieses Thierchen hört uns nicht mehr! Nur hier ist Grabesstille! O da liegt es vor uns, starr und fühllos. Es war so unschuldig —

freute sich so unschuldig, und sang noch heute dir Freude engegen für deine glänzende, prachtvolle Sonne. Ach! Und nun lebt es nicht mehr! Nun hüpft es nicht mehr in froher Unschuld von Zweig zu Zweige hinüber! Nun hallt er nicht mehr zurück unter den Bäumen des Wäldchens, sein heitrer, frölicher Gesang! Hast du's vernichtet, Allmächtiger? — Vernichtet? — was du mit sanfter Stimme zum Leben locktest? — O! dann fürchten auch wir Vernichtung. Gütiger, gütiger Gott! — Verschone! — Deine herrliche Schöpfung ist würdig, bewohnt, belebt, beseelt zu seyn. Wir können uns ihrer freuen — auch dann noch freuen, wenn der Tropfen Zeit, den du auf Erden uns zugemessen hast, zerrinnen sollte. Kannst du eine Freude vernichten?"

„Fort mit dir, trüber martervoller Gedanke! Wir sind unsterblich! (Hier stand Hellmann auf, und nach ihm seine Gattin) Wir sind unsterblich, und stehen hier nur auf einer niedrigen Staffel des Daseyns. Wir rücken immer höher — immer näher zu dir, unendlicher Geist, ob wir gleich nie dich erreichen werden. Unsere Freude wird immer vollkommner — immer ähnlicher deinen Freuden, selige Gottheit! ob sie gleich niemals ihren höchsten Grad ersteigen kann. In Ewigkeit suchst du kleiner Freuden Verlust durch größere zu ersetzen."

„Gott! dieses Thierchen hier — hat es nicht auch eine Freude verloren? Wirst du nicht auch ihm sie ersetzen? Oder ist es ausgeschlossen aus der unübersehbaren Reihe von Wesen, deren Leben unter dem Schatten deiner Flügel ruht? Hat deine reiche Hand über Millionen Geschöpfe die Fülle des Segens ergossen, und gerade hier sich nicht zum Segnen geöfnet? Hast du gerade hier den Donnerfluch ertönen lassen: Es soll hinfort keine Zeit mehr seyn? — O Herr! zürne nicht, daß ich so zu fragen mich erkühne! Mir deucht, ich höre deine Gnadenstimme: Auch dieses Thierchen ist unsterblich, wie ihr — rückt auch von Stuffe zu Stuffe höher, und lernt sich edler freuen. Für kein einziges Wesen bin ich Tyrann — bin aller Wesen Freund und Vater."

„Auch unser Freund und Vater! Welch eine Seligkeit liegt in diesem großen Gedanken! Wer kann ihn fassen, ohne vom Schauer der heiligsten Wonne durchdrungen zu werden? Sei mein Begleiter, großer, erhabner Gedanke! Ja! auch Begleiter meiner Geliebten auf dem Pfade, den wir wandeln sollen, bis der Tag sich neigt."

„Wohl uns, gütige Gottheit, daß du mit Vernunft uns schmücktest, und durch sie uns jenen Gedanken möglich machtest! Keine ungestümme, sinnliche Begierde, keine heftige, aufrührische Leiden-

schaft entreiß' uns heute diesen Schmuck der Natur! Unser Lauf durch diesen Tag sei still und majestätisch, und — nur das Beste der Menschheit beflügle ihn!"

„Wenn nun an diesem Tage uns eine Freude verbittert wird, dann gieb uns Sinn für die schönere Freude, die auf den Genuß dieser Bitterkeit folgen muß! Jedes Leiden sei uns Arznei, wodurch die Gesundheit unsers Geistes befördert wird! Ach! Und wenn heute eine geliebte Seele, nahe verwandt mit der unsrigen, ihrer Wohnung aus Staube entfliehen sollte, dann schärfe unsern Blick, damit wir ihren Flug verfolgen können durch das Dunkel der Zeit, bis zu den Wohnungen im Lichte der Ewigkeit!"

Hier schwieg Hellmann auf einmal still. Der letzte Gedanke, so natürlich er auch immer bei dieser Gelegenheit seyn mochte, fuhr doch gleich einem elektrischen Funken, durch sein ganzes Wesen hin. Er entwischte ihm fast wider seinen Willen. Seine Gattin sah ihn mit thränenvollem Auge an, und ihm entquoll ein tiefer Seufzer. Er wagte es nicht, zu ihr zurückzusehn — so voll war sein Herz. Eine Pantomime von der Art — wer kann sie mahlen oder beschreiben? —

Beide standen sie eine Weile in unbeweglicher Stellung, und wenn vorhin Justchen zu sehr gerührt war; so war es jetzt Hellmann. Es schien, als

wenn er ausdrücklich durch sein eignes Beispiel die Erfahrung hätte bestätigen wollen, nach welcher nichts ansteckender ist, als Einbildungskraft. Sie bemächtigt sich verstohlner Weise selbst über starke Geister einer unumschränkten Herrschaft, und legt die ruhige, überlegende Vernunft in Fesseln, ehe sie sichs versieht. Indeß veränderte sich doch bald die Szene wieder. Justchen fiel ihrem Gatten in die Arme, und benetzte ihn mit ihren Thränen. Er sah ihr in stummer Niedergeschlagenheit zu. Seine Seele arbeitete mit sichtbarer Anstrengung. Endlich aber hatte sie sich wieder emporgearbeitet. Er riß sich los aus ihren Armen, fiel von neuem mit ihr nieder, und rief mit freudiger Entschlossenheit aus:

„Vater! Vater! Wir unterwerfen uns dir. Dein Wille sei ewig auch unser Wille!"

Amen, sprach seine Gattin, und gieng nun an seiner Hand zu ihren häuslichen Geschäften hin. Noch lange nachher pflegte sie zu sagen, daß seit dieser Morgenandacht erst ihrer Seele die herrlichste Aussicht eröfnet worden sei. —

## 4.

# Gesellschaftslied
## beim Abschied von einem Freunde.

Im Maurertone.

Einer singt: Fließt, ihr Thränen! Fliesset nieder!
Unser Freund —
Das Chor: Unser Freund —

Einer: Ach! verläßt — verläßt uns wieder,
Und war doch so gut, so bieder,
So genau mit uns vereint!

Chor: Er verläßt — verläßt uns wieder,
Und war doch so gut, so bieder,
So genau mit uns vereint!

Einer: — O wie hieng so manche Stunde,
Manchen Tag —
Chor: Manchen Tag!

Einer: — Hier in unsrer kleinen Runde
Unser Herz an seinem Munde,
Wenn er holde Weißheit sprach.

Chor: Oft hieng hier in dieser Runde
Unser Herz an seinem Munde,
Wenn er holde Weißheit sprach.

Einer: Wie so mancher Abend eilte
Von uns hin —
Chor: Von uns hin!

Einer: Wenn sein froher Geist verweilte,
Und sein Herz sich mit uns theilte!
Solch ein Abend war Gewinn!

Chor: Wenn sein froher Geist verweilte,
Und sein Herz sich mit uns theilte,
Das war edler Freundschaftssinn!

Einer: Er verschönerte die Freuden
Unsrer Zeit —
Chor: Unsrer Zeit!

Einer: Und selbst seine stillen Leiden
Wußt' er vor uns zu verkleiden
In des Weisen Heiterkeit.

Chor: Ja, selbst seine stillen Leiden
Wußt' er vor uns zu verkleiden
In des Weisen Heiterkeit.

Einer: Manche Freudenlieder sangen
Wir und er —
Chor: Wir und er!

Einer: O dann glühten unsre Wangen,
Und aus warmer Liebe klangen
Volle Gläser um uns her.

Chor: O wie glühten unsre Wangen,
Wenn die Freundschaftsgläser klangen!
Dann verlangten wir nichts mehr.

Einer: Dann erschien uns Gottes Erde
O so schön —
Chor: O wie schön!

Einer: Daß mit frölicher Geberde
Wir die ganze Menschenheerde
Wollten froh und glücklich sehn.

Chor: Ja, mit frölicher Geberde
Wollten wir die Menschenheerde
Ganz vergnügt und glücklich sehn.

Einer: Wenn wir unsrer Feinde schonten,
Welch ein Ruhm!
Chor: Welch ein Ruhm!

Einer: Hütten, wo die Armen wohnten,
Die mit Freudenthränen lohnten,
Waren uns ein Heiligthum.

Chor: Hütten, wo die Armen wohnten,
Die mit Freudenthränen lohnten,
Waren uns ein Heiligthum.

Einer: Aber ach! nun sehn wir nieder!
Unser Freund —
Chor: Unser Freund!

Einer: Er verläßt — verläßt uns wieder,
Und war doch so gut, so bieder,
So genau mit uns vereint!

Chor: Er verläßt — verläßt uns wieder,
Und war doch so gut, so bieder!
O wo ist er, der nicht weint?

Einer: Doch — wozu die heisse Zähre?
Stosset an! —
Chor: Stosset an!

Einer: Daß sein Glück sich ewig mehre,
Und er Liebe für uns nähre,
Geht er gleich auf ferner Bahn.

Alle: Einst in jener höhern Sphäre,
Schwindet jede Trennungszähre.
Schaut als Männer dort hinan!

## 5.

## Motiv zur Zufriedenheit mit Menschen. *)

„Wie? — Mit den Menschen soll ich zufrieden seyn? — Sagt, ihr kaltblütigen Philosophen, die ihr die Welt nur durch das Farbenglas eurer Neigungen und Vorurtheile betrachtet, und eure Hirngespinnste auf der Studirstube zu Wirklichkeiten in der Welt demonstriren wollt! — Sagt, wo find' ich

*) Dieser Aufsatz ist wirklich an einen meiner Freunde gerichtet worden, welcher durch seine ungewöhnliche, aber bei kälterm Blute immer noch ganz erträgliche Lage sich zum äussersten Mismuthe, und vorzüglich zu einer ausserordentlichen Unzufriedenheit mit der moralischen Seite der Menschheit verleiten ließ. Er hatte sich ausserdem in die empfindsame Leserei durchaus vertieft; und natürlicher Weise bekam dadurch sein Mismuth und seine Unzufriedenheit einen neuen Schwung. Alles was er dachte und schrieb, war überspannt, wie unter andern auch die Aeusserung in einem seiner Briefe, daß in Rücksicht auf sein Leben meine Freundschaft ihm die Stelle der Luft vertrete. Er nahm aber doch, was freilich bei Schwärmern etwas ungemein seltnes ist, sehr oft noch vernünftige Zuredungen an. — Dies blos zur vorläufigen Nachricht! —

diese Menschen? — Sinds etwan jene, die die verlassene Unschuld drücken, die weinende Tugend in den Staub treten, und das beseligende Gefühl der erfüllten Pflicht in der Brust des Rechtschafnen durch Tyrannei und Herrschsucht übertäuben? — Oder jene, die den erfahrungslosen Jüngling durch ihre verführerischen Vorspiegelungen an den Abgrund des unabsehbarsten Elends leiten, und schon die schadenfrohen, lasterbefleckten Hände aufheben, um ihn hinabzustürzen? — Oder sinds jene, die das Verdienst mit neidischer Inquisitionswuth verfolgen? — Oder jene, Trotzige, Stolze, Undankbare, Argwöhnische, Intolerante, Scheinheilige, Verläumder — — ach Gott! ich schaudre zurück vor den zahllosen Scheusalen der Menschheit! Wie wenige sind der Edlen, die den großen Namen der Menschen verdienen, die so mit herzlicher Theilnehmung meine Freuden erhöhen und vervielfältigen, und meine Leiden mindern, oder durch ihre süßen Tröstungen erträglicher machen! Ach Gott! wie wenige! — Und ich soll auch mit jenen zufrieden seyn? — Gern wollt' ich! Tief in meiner Seele fühl' ich den mächtigen Drang zu Gottes guten Geschöpfen. Aber jene sinds nicht. Unmenschen sind sie! Ich kann — ich kann mit ihnen nicht zufrieden seyn."

Hinab! Hinab von der Höhe deiner lieben

Schwärmerei! Hier ist meine Hand, bester Freund! Wir wollen zurückkehren auf die niedere Erdenbahn, über welche dein Enthusiasmus für Vollkommenheit dich hinausgeschwungen hatte.

Du hast recht. Es geht hier mancher Wandrer unter dem Joche des Lasters, und krümmt sich und schmiegt sich unter diesem Joche. Aber wer heißt dich deswegen so murrsinnig und in einem so hohen Grade unzufrieden mit ihnen seyn? Wer heißt dich sie verwünschen, und Geschöpfe deiner Einbildungskraft an ihre Stelle hinschieben? —

Sieh einmal hinauf zum unermeßlichen Aether, wo Myriaden von Welten mit Myriaden Bewohnern in ewigen Kreisen sich wirbeln! — Und nun sieh um dich her auf dem vollgedrängten Schauplatze der kleinern Welt, die du bewohnst! — Und nun hier dieses Sandkorn, die Welt kaum sichtbarer Wesen! — Denk' dir in diesen ungeheuren Zwischenräumen die tausendfachen Abstuffungen von Leben und Daseyn! Steig' im Geiste an dieser unendlichen Leiter der Dinge hinan bis zu dem großen Wesen, welches sie schuf und festhält, damit sie nicht wanke! Durchschaue mit scharfem Blicke dies Wesen, und alle seine Entwürfe und Absichten und Handlungsarten — —

Du kannst nicht? —

O des armen, stolzen, verwegnen Geschöpfs!

Wie

Wie kannst du denn irgend ein Wesen verwünschen, das der Unendliche in der Kette der wirklichen Dinge erhält? mit irgend einem Wesen durchaus unzufrieden seyn, womit doch Er nicht durchaus unzufrieden seyn kann, weil er es erhält? Warum fällst du nicht vielmehr nieder in den Staub vor ihm, und betest an voll heiliger Ehrfurcht? Und warum richtest du dann dich nicht wieder auf mit frohem Muthe, wenn der erhabne Gedanke durch deine Seele fährt: **Der Endzweck des ganzen Weltalls ist nichts anders, als — Glückseligkeit!**

Ja! Voll Dank und Anbetung fühlt sich mein Geist, wenn er in den kühlen Stunden des Nachdenkens sich wohl einmal verliert in dem Plane der Schöpfung. Selige Stunden! Ihr seid es, denen ich Himmelsfreuden zu danken habe. Ganz bin ich Geist, indem ich euch durchlebe. Ich vergesse sie, die Beschränktheit meiner Natur, und erscheine in meinen eignen Augen noch einmal so groß, als vorher. Selbsttäuschung ists. Das ist wahr. In wenigen Augenblicken hat das Nachdenken meine Nerven erschlaft, und ich fühle mich wieder so klein, so beschränkt, wie alle Erdenbewohner. Aber das tönt denn doch immer noch laut in meiner Seele:

„Auch du bist, so klein, so beschränkt du auch seyn magst, ein Glied in jener unendlichen Kette der

Dinge, die Gott zur Glückseligkeit schuf. Alles, was du thust und leidest, muß selbst wider deinen Willen mittelbar oder unmittelbar auf diesen großen Zweck des Ganzen abzielen. Und ist auch dein Wille dahin gerichtet; so strömt ein Theil dieser Glückseligkeit auch wieder auf dich zurück."

Jedes Wesen also hat seinen bestimmten Werth im Universum. Jedes muß das Seinige zur Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit beitragen. Und in dieser Rücksicht kann es unmöglich ein grundböses Wesen geben. Selbst der Satan (dessen Existenz nach der Schrift doch nicht wohl geleugnet werden kann) muß gewiß bei aller seiner Bösartigkeit in Ansehung des Universums immer noch gewisse gute Seiten haben. Mag immerhin dieser Ausspruch für manchen sehr diktatorisch scheinen! Mag immerhin mir hie und da jemand den Einwurf machen, daß ich ja doch das Ganze nicht übersehen könne, und mithin auch nicht fähig sei, über den Werth jedes Individuums in Rücksicht aufs Ganze ein Urtheil zu fällen! Dies wird hier auch gar nicht erfordert. Ich setze voraus: „Der Endzweck des Universums ist Glückseligkeit," und „jedes Wesen ist ein Theil, ein Glied des Universums." Daraus folgt offenbar, daß jedes Wesen nothwendiger Weise zur allgemeinen Glückseligkeit mitwirken müsse. Gesetzt also, sie

könnte z. B. ohne den Satan (sein Daseyn vorher angenommen) nicht etwa nur ganz gut bestehen, sondern würde sogar durch seine Existenz gehindert — warum rief ihn denn Gott zur Existenz? Oder warum reißt er ihn nicht aus der Kette der vorhandenen Wesen heraus? — Wenn er dem wohlthätigen Zwecke der allgemeinen Glückseligkeit entgegenarbeiten kann, warum vernichtet er ihn nicht? Können wohl je seine Absichten und seine Handlungen sich untereinander widersprechen? Oder wenn der Satan zur Universalglückseligkeit nichts beitragen kann, was nützt er denn im Universo? Ruft Gott wohl jemals ein Wesen umsonst ins Daseyn? Mag er immerhin in einzelnen Fällen schädlich werden können — ist Gott weise und gut; so muß er auch selbst wider seinen Willen schlechterdings dem Ganzen mehr Vortheil als Schaden bereiten.

Aber hier, deucht mir, runzelt der Moralist die Stirn, und legt mit geschütteltem Haupte mir den wichtigen Einwurf dar: „Also kann auch wohl der Mensch leben, wie er will, und demungeachtet im Ganzen noch mehr nützlich als schädlich seyn?"

Warum sollt' ich das nicht eingestehn? Nur wünscht' ich, daß ich dabei nicht misverstanden würde. Eigentlich kommt die moralische Beschaffenheit der Menschenhandlungen hier gar nicht in Betrach-

tung. Da mag der Mensch selbst zusehen! Seine eigene Glückseligkeit hängt davon ab — nicht die Glückseligkeit Gottes und seiner Welt. Oder läßt sich dieser etwan irre machen in seinem wohlthätigen Plane durch eine eigenwillige Bewegung eines Insekts in dem All seines Reichs? Weiß er nicht vielmehr allemal auch diese Bewegung auf den Hauptzweck desselben hinzuleiten? Und müssen wir nicht dieses sogar durch die Erfahrung bald einsehen lernen, wenn wir auch nur mit einigem Beobachtungsgeiste dem gewöhnlichen Gange der Weltbegebenheiten nachforschen? „Die Bemühungen der Bösen, sagt deswegen auch Wieland, *) durch eben jene Erfahrung belehrt, so glücklich sie auch in der Ausführung seyn mögen, verfehlen doch gemeiniglich ihres eigentlichen Zwecks, und befördern das Gute durch eben die Maasregeln und Ränke, wodurch es hätte gehindert werden sollen, weit besser, als wenn sie sich ganz gleichgültig dabei verhalten hätten." Und mich dünkt, für den Aufgeklärten kann kein Gedanke mehr Bewegungsgrund zur Tugend seyn, als eben dieser: „Du richtest ja doch durch alle deine Bosheit im Grunde nichts aus, sondern setzest dich nur selbst dadurch um einige oder mehrere Schritte von dem Ziele

*) S. d. Agathon. Th. II. Buch 8. Kap. 1.

der Vollkommenheit zurück, die deine einzige Bestimmung ist."

Man denke sich nur einmal, wenns möglich ist, einen Menschen ohne alle moralische Güte! Ungerührt bei dem Anblicke des Elends! Unbeweglich bei den Bitten der verfolgten Unschuld! Felsenhart in der Behauptung aller seiner Befugnisse! kann er nicht demungeachtet der gerechteste Mensch von der Welt seyn? Er hat den Grundsatz: Jedem das Seinige! freilich auch nicht das geringste mehr! Diesen Grundsatz befolgt er mit aller Strenge; und er muß ihn befolgen, weil ihn sonst die Gesellschaft dazu zwingen, oder ihn für die Vernachläßigung desselben bestrafen würde. Aber trägt er nicht auf die Art doch immer noch das Seinige zur Aufrechthaltung der Gesellschaft bei, in welcher die allgemeine Glückseligkeit am besten befördert werden kann?

Ausserdem bleibt er ja doch bei aller seiner moralischen Unwürdigkeit immer noch ein Mensch. Immer hat er noch gewisse Neigungen und Leidenschaften, welche mittelbar oder unmittelbar für andere Menschen Quellen des Lebens und des Vergnügens werden. — Der äusserste Geitz beherrscht ihn. Vielleicht aber hat er eine leidenschaftliche Neigung für's Bauen. Wie viele Hände werden nicht dabei durch ihn beschäftigt! Wie viele Menschen erhalten!

Wie viel moralisches und physisches Elend verhütet! Und das Gebäude? — Es steht noch lange nach seinem Tode da, und gewährt seinen Erben, die ihre Schätze vielleicht nicht, wie er, eine todte Masse bleiben, sondern sie in der Welt circuliren lassen, und ihnen dadurch gleichsam Leben ertheilen — seinen Erben, sag' ich, gewährt es noch nach seinem Tode Schutz und Freude. Und sind nicht auch dies Beiträge zur allgemeinen Glückseligkeit? Und liefert er nicht diese Beiträge fast ohne sein Wissen und Willen? — Meine Behauptung also, daß der Mensch ohne Rücksicht auf Moralität im Ganzen genommen immer noch mehr nützlich als schädlich seyn könne, wird dadurch offenbar bestätigt. Denk' ich mir nun vollends den Menschen als ein Wesen in der Reihe aller erschaffnen Dinge, und verbinde mit diesem Gedanken die große Endursache derselben — allgemeine Glückseligkeit; so wirds in meinen Augen sichere Gewißheit, so wenig auch die Wirkungen einzelner Menschen aufs Wohl des grenzenlosen Universums bemerkbar werden können.

Aber nun müssen wir noch einen Schritt weiter gehen. Ich möchte nämlich gern wissen, ob man sich wohl im Ernst einen Menschen ohne alle moralische Güte denken könne. Und da stossen mir allerdings wichtige Zweifel auf. Denn alle Laster können

ja unmöglich in ihm vereinigt seyn. Sie würden eine Karrikatur voller Widersprüche bilden; und solche Karrikaturen, solche Huyhnhnm's und Yahoos können nur in Swiftsköpfen existiren, und in Gullivers Reisen, nicht in der Natur, uns aufgedrungen werden. Wie wär' es z. B. möglich, daß Geitz neben Verschwendung bestehen könnte? Ist nicht aber beides Laster? Und was folgt daraus natürlicher, als dieses, daß selbst der gröste Frevler auch von Seiten seiner Moralität immer noch in gewissen Stücken liebenswürdig seyn müsse? daß er bei allen seinen Fehlern gewiß auch immer noch viel schönes, liebes Naturgefühl haben werde? Und hat er das — wie könnte wohl jemals mein Elend im eigentlichsten Verstande sein höchster Endzweck seyn?

Nein! Gesetzt auch, aber nicht zugegeben, ich schreibe hier einen Irrthum nieder; so fühl' ich doch warlich mich so beruhigt bei diesem Irrthume, so warm, so wunderlich ums Herz, so angefeuert zu allgemeiner Menschenliebe, und jenen großen Geist, der über mir wohnt, denk' ich dabei so weise, so gut, daß ich diesen Irrthum nicht mit allen Schätzen der Erde vertauschen wollte. Immerhin mag man Ursache haben, hie und da jemanden die Prädikate stolz, argwöhnisch, neidisch u. s. w. beizulegen! Ist denn Stolz, Argwohn, Neid rc. sein ganzer Charak-

ter? Oder sind es nicht vielmehr nur einzelne Züge in demselben? Und wer berechtigt uns also, nach einzelnen Zügen seinen ganzen Werth zu schätzen? Kann nicht zwischen ihnen noch mancher schöne Zug gerade für uns seinen Glanz verstecken? Rubens Zeichnung ist nicht so fehlerfrei, als Raphaels, und Michael Angelo's Kolorit nicht so weich und natürlich, als Titians. Allein was würde man von dem Künstler oder dem Dilettanten sagen, der diese Fehler für unverzeihlich halten, neben ihnen alle Schönheiten übersehen, und Rubens und Angelo's Gemälde überhaupt tief unter das Mittelmäßige herabwürdigen wollte? Und gerade so verhält sichs mit den Charakteren der Menschen. Ihre Gesichter sind fast durchgängig verschieden, aber noch verschiedener vielleicht ihre Charaktere. Die Mischung derselben ist von einer bewunderungswürdigen Mannichfaltigkeit. In dem einen sticht diese Kraft, diese Neigung, diese Leidenschaft hervor, in dem andern wieder eine andere Kraft, eine andere Neigung oder Leidenschaft. Und wer verkennt in dieser Anordnung die wichtigen Vortheile, welche daraus für die menschliche Gesellschaft erwachsen?

Nie also einen Menschen schlechterdings als einen Auswurf seines Geschlechts angesehen oder behandelt! Nie ihn blos einseitig beurtheilt! Dieses Urtheil hat

schon als einseitig betrachtet, seine Mängel, und ist mithin ein Beweiß von Verstandesschwäche. Aber es kann auch überdies offenbar noch Ursache vieler praktischen Fehler werden. Und auch dies noch nicht allein. Bedenk' es nur einmal, lieber Freund! (denn ich erinnere mich wieder, daß ich mit dir mich beschäftige, ob ich gleich auf der Bahn des Raisonnements mich nicht nach dir umsah) bedenk' es nur einmal, wie leicht dein Urtheil dich täuschen könne! Allemal mußt du erst von den Handlungen eines Menschen auf seinen Charakter schliessen. Unmittelbar kannst du nie in seine Seele hineinsehn. Allein bist du wohl fähig, alle innere und äussere Gründe auszuspähen, die ihn bewogen, so und nicht anders zu handeln? Wie oft hat er nicht z. B. die gerechtesten Ursuchen, seinen einmal gefaßten Vorsatz durchzuführen! Du hältst sie aber nicht für gerecht, und — gleich bekommt er von dir den Namen des Eigensinnigen, des Störrischen. Gesetzt nun auch, er hätte geirrt — er hätte lieber seinen Vorsatz unausgeführt lassen sollen; so konnte dies doch wohl kein vermeidlicher, kein vorher genau genug überdachter Irrthum seyn. Und müste nicht schon dieses allein dich nachsichtig machen? Ja! Sieht er nachher ein, daß es ein Irrthum gewesen sei, und er bleibt dennoch bei seinem Vorsatze; so kann er sogar auch

dazu wieder seine gerechten Ursachen haben, z. B. um sich (wenn die Sache nicht von sonderlicher Wichtigkeit ist) bei seinen Kindern in Ansehn zu erhalten, und ihnen den Widerspruchsgeist abzugewöhnen. — Ein andermal handelt er aus einer gewissen geheimen Furcht so und nicht anders, oder eine gewisse Hofnung liegt dabei zum Grunde. Wolltest du nun in dem nämlichen Augenblicke von dieser Handlung einen entscheidenden Schluß auf seinen Charakter ziehen; so würde dies ja offenbar ein Trugschluß werden. Hätte nicht Furcht oder Hofnung gewirkt; so würd' er ja zuverläßig anders gehandelt haben. Und ausserdem kannst du durch solche Schlüsse ja so sehr leicht in die gröste Unbilligkeit verfallen. Wüßte man immer, wie sehr Temperament, Erziehung, Mode, Volksthorheit, Körperkonstitution und dergleichen unsere Handlungen modifiziren; so würde man gewiß in den meisten Fällen unserm Charakter mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Nichts ist überhaupt intrikater, als die Lehre von der Moralität menschlicher Handlungen und den Graden ihrer Zurechnungsfähigkeit, und nichts hilft uns in dieser Materie weiter fort, als Beobachtung unserer selbst.

Wohlan denn, lieber, schwärmerischer Freund! Ich habe dir jetzt schon genug demonstrirt. Zurück also zur sublunarischen Welt und ihren menschlichen

Bewohnern! Du warst unzufrieden mit ihnen, weil sie nicht Engel seyn, und dem Ideale von Vollkommenheit, welches deine fliegsame Phantasie zusammengezaubert hatte, nicht entsprechen konnten. Fort nun mit dem Murrsinne! Fort mit den niedrigen Begriffen von Menschenwerth! Stimme sie höher, diese Begriffe, und weide den Blick deines Geistes oft an dem großen beseelten Ganzen, über welchem die segnende Hand des Allvaters ruht, und dessen Mitglied auch dein frevelhafter Bruder ist! Freue dich des erhabnen Gedankens, daß er Trotz alles seines Frevels doch immer noch seinen wohlthätigen Einfluß auf allgemeine Glückseligkeit haben müsse! Ach! Aber mildre dann auch diese Freude wieder durch süßes menschliches Mitleid mit seiner Verblendung, die den Rückfluß dieser Glückseligkeit auf ihn selbst mehr oder weniger hindert! —

Bestimme nie zu rasch den Werth menschlicher Charaktere, und wenn du ihn bestimmen willst; so gescheh' es mit Billigkeit und ununterbrochner Rücksicht auf ihre gute Seite! Du darfst hier nicht gar zu genau das Böse gegen das Gute abwägen. Siehst du, daß die Schale der Bosheit sinkt; so lege zu deiner eignen Beruhigung den Finger der Nachsicht und Menschenliebe auf die Schale des Guten, damit jene steige. Sicher kannst du drauf rechnen, daß mehr

Gutes als Böses deiner Bemerkung entgangen sei, weil das Böse auf den Edlen immer stärker wirkt, als das Gute, welches nicht so sehr mit seinem Charakter kontrastirt.

Glaub' es nicht, Bester! wenn der Argwohn dir zuflistert, ich habe dir hier nichts mehr und nichts weniger, als ein verstecktes Kompliment gemacht. Nein! Es ist die Sprache eines warmen Herzens, welches ganz von deinem Werthe überzeugt ist.

Du hast Empfindung. Das weiß ich. Und ich bin weit davon entfernt, diese Empfindung mit dem kalten Blute eines erkünstelten Stoikers zu verdammen, oder sie mit der Geissel des Satyrs in den Staub zu predigen. Wer das wagt, der empört sich wider den guten Schöpfer der Natur — der weiß es nicht, daß unser halbes Wesen ein Gewebe von zarten, gefühlvollen Fasern ist — der hat noch nie die Seligkeit gekostet, die der Himmel uns dadurch bereitet hat. Allein das ist und bleibt doch auch dabei wahr, daß diese Empfindung, wird sie zu hoch gespannt, uns den Gesichtspunkt vieler Gegenstände in der Welt zur Beförderung unsers eignen Schmerzes verrücken kann. Immer muß sie deswegen unter der Herrschaft der gesunden Vernunft stehen. Diese muß ihr die Richtung geben, und sie so viel als möglich zu veredeln suchen. Diese muß unsern Ur=

theilen, welche so sehr oft durch übermäßige Empfindung falsch und schielend werden, und namentlich auch unsern Urtheilen über Menschenwerth den Stempel der Wahrheit und Gerechtigkeit aufdrücken. Thut sie das; so werden wir gewiß zur Nachsicht und Menschenliebe uns hingedrungen fühlen, und dieses Gefühl wird ein wesentlicher Bestandtheil unserer irrdischen Glückseligkeit seyn.

Kaum kann ich es glauben, daß du diese Wahrheit verkennen werdest. Denn wenn ich mir die Menschheit als einen Inbegriff von lauter verabscheuungswürdigen Bösewichtern denke — und — ich denke sie mir dann auch einmal wieder als einen Inbegriff von eingeschränkten Wesen, welche größtentheils aus Irrthum und Uebereilung, oder aus Schwachheit und Nachahmung fehlen — wobei sind meine Empfindungen schöner und edler? Wobei wird mein Herz wärmer und gefühlvoller? Wodurch werd' ich zu größern Tugenden angefeuert? Ich frage dich, und möchte dir deshalb nicht gern in deinem Urtheile vorgreifen. Allein ich kann's doch unmöglich verschweigen. Man erniedrigt leider! nur gar zu oft und gar zu tief unser armes Geschlecht, und wenn ich das wohl einmal höre oder lese; o! dann kochts mir gleichsam in der Brust — dann lodern heilige Flammen in mir empor, und es wird mir so enge in der Welt, daß ich meinen Pilgrimstab-

wegwerfen, oder unaufhörlich mit dem Himmel hadern möchte. — Hab ich hingegen die Würde der Menschheit so recht lebhaft gedacht — ist mir das Bild ihres Werths zu einer kolossalischen Größe hinangewachsen, und ich sehe dann irgendwo einen Haufen meiner Brüder, wie sie alle so in tausendmal tausend Krümmungen ihren Weg durchs geschäftige Leben gehn; o! dann gerath' ich zuweilen in Versuchung, mitten unter sie hinzutreten, an ihrem Anblicke mich zu weiden, ihre hohe Abkunft und ihre erhabne Bestimmung zu denken, ihnen nach der Reihe mit aller Wärme der Zärtlichkeit die Hand zu drücken, und dann mit einer stillen Thrän' im Auge zu dem großen Geiste im Himmel hinaufzusehn, und ihm entgegenzustammeln: „Ich danke — danke dir, Gott, daß du mich Mensch werden liessest, und Menschen mir zu Freunden und Brüdern gabst."

Geh also nun wieder hin auf den Pfad der Tugend und Gemeinnützigkeit, der dich allein zu deiner Bistimmung führt, und auf welchem du vielleicht mehr menschliche Vorgänger hast, als du zu übersehn vermagst! Auch ich will ihn in meiner Sphäre mit immer größerm Muthe, mit immer reinerer Freudigkeit wandeln, und so oft wir uns begegnen, wollen wir uns umarmen mit brüderlichem Herzen, und auch in dieser Umarmung uns schon als Erdenwandler glücklich preisen.

## 6.

# Zur Geschichte des Edelmuths.

Noch schwebt mir die Klage meines Freundes über die Menschheit vor der Seele. Noch bedaur' ich seine Verblendung, womit er alle jene glänzenden Handlungen übersah, die unserm Geschlechte zur Ehre gereichen. Und welcher Menschenfreund sollt' ihn nicht mit mir bedauert haben? — Ein Mann, der allenthalben, wo er hinblickt, auf Gegenstände stößt, die ihm mit einem schwarzen Trauerflor umhüllt erscheinen — wie wenig Drang zur gemeinnützigen Thätigkeit muß nicht der in seiner Seele verspüren? Wie schwer, wie drückend muß nicht dem das Joch seines Berufs werden, welches er zum Besten der Gesellschaft ziehen soll! Und wie selten muß nicht der, so lange seine verstimmte Laune noch forttönt, sich zu Thaten hingerissen fühlen, die einen gewissen Grad von Edelmuth erfordern?

Mag es seyn, daß solche Thaten ohnehin nicht sehr häufig verübt werden! Schon das Wort: Edelmuth scheint anzuzeigen, daß dies auch nicht geschehen könne. Man hat edle Steine, edle Metalle u. s. w. Aber warum heissen sie edel? Ohne Zweifel vorzüglich ihrer Seltenheit wegen.

Sollen wir nun aber die unedlern Steine, die unedlern Metalle deswegen verachten, und aus dem ganzen Mineralreiche wegwünschen, weil sie gewöhnlicher sind? Sollen wir blos um ihretwillen vergessen, daß es auch noch edle Steine und Metalle giebt? Oder finden wir jene etwan im Ganzen genommen nicht so brauchbar, als diese? O! dann würd' ich ihn unweise nennen, den Schöpfer der Dinge, weil er nicht alles zu Gold und Diamanten machte.

Die Anwendung ist leicht. Ich darf sie nicht erst hinzusetzen. Aber einen Gedanken, der gerade jetzt in meiner Seele emporsteigt, kann ich doch dabei nicht unterdrücken.

Man gehe nämlich die Geschichte aller edeln und ungewöhnlichen Handlungen durch — fast allemal wird man eine gewisse Unvollkommenheit wahrnehmen, wodurch sie veranlaßt wurden. Hier ist ein biederer Mann voll Liebe zum Frieden. Er wird beleidigt von ausgemachten Bösewichtern, und — doch thut er ihnen und den Ihrigen Gutes. Dort ist ein anderer, der ein Haus mit allen seinen Bewohnern in lichten Flammen sieht — er stürzt sein Leben in Gefahr, um Menschen zu retten. In beiden Fällen ruft alle Welt bewundrungsvoll aus: „Wie edel gehandelt!" Man hat Recht, und mir deucht, eben die-

ser Ausdruck ist nach der angegebnen Ursache durchaus charakteristisch. Nicht sehr oft erfährt man etwas von dieser Art. Sollen wir denn aber bedauren, daß solcher edlen Handlungen nicht mehrere verübt werden? — Sonderbar! Wir würden dann ja zugleich bedauren müssen, daß es nicht mehrere Unvollkommenheiten in der Welt gebe. Denn im erstern Falle wurde ja die Handlung durch eine moralische, im andern Falle durch eine physische Unvollkommenheit *) veranlaßt. Die Schuld der Seltenheit edler Handlungen fällt also bei weitem nicht allemal auf den Menschen selbst, sondern vielmehr — zur Ehre des Schöpfers — oft auch auf die weise Ordnung und Regelmäßigkeit, die er in der physischen und moralischen Natur durch tausend geheime Triebfedern zu erhalten sucht.

Es ist wahr, leugnen läßt es sich nicht, daß auch der Mensch selbst viel dazu beitrage, unter den edlen Handlungen eine so große Theurung zu machen. Von seiner moralischen Seite betrachtet und im Ganzen genommen, könnte er allerdings einen höhern

*) Man verstehe mich hier aber nicht unrecht. Ich rede von einzelnen Fällen, wo allerdings manches eine Unvollkommenheit genannt werden kann, was im Ganzen genommen nichts weniger ist, als Unvollkommenheit.

Grad von Vollkommenheit ersteigen, als er wirklich schon erstiegen hat. Und warlich! Mein Herz zittert vor Wehmuth, indem meine Hand diese Zeilen niederschreibt, und blutig ist die Thräne, die aus ihm hervorquillt, um diese Zeilen zu benetzen. Soll ich aber nun aufhören, mein armes Geschlecht zu lieben? Soll ich es keines Mitleids, keiner Schonung mehr würdig halten? Soll der Tugendfreund den Menschenfreund verdrängen? Nein! Nur jener weint blutige Thränen, wenn er hie und da Laster und Irreligion bemerkt. Aber süß und sanfterfliessend sind die Thränen des letztern, wenn er Herz und Hände ausbreitet zu milzsüchtigen Menschenfeinden, und um Nachsicht für seine und ihre Brüder fleht. Die Erfahrung hat ihn belehrt, daß auch dann noch, wenn der Mensch selbst die Schuld der Seltenheit edler Handlungen zu tragen scheint, dieser Schein oft auf einmal in Trug verschwindet, sobald man nur auf seine ehemaligen und gegenwärtigen Verhältnisse gehörige Rücksicht nimmt. Und — was noch mehr ist — es giebt unschuldige, von der Gottheit selbst ihm eingepflanzte Naturtriebe, welche oft so rege, so allgewaltig werden, daß die Grundsätze der Religion und Menschenliebe ins Gedränge gerathen, und sich mit aller ihrer Kraft dennoch nicht wirksam beweisen können. Auch diese Naturtriebe sind also oft,

wenn mans genau untersucht, die ersten Veranlassungen, daß man in diesem oder jenem Falle nicht edel genug handelte, und es gehört allemal eine ausserordentliche Stärke des Geistes, oder ein ungewöhnlicher Enthusiasmus für's Gute dazu, wenn man den Tumult dieser Naturtriebe stillen, und ihre Ansprüche auf unsere Folgsamkeit zuweilen ungültig machen kann.

Um die Wahrheit dieser letztern Anmerkung zu bestätigen, darf ich nur eine Geschichte wiederholen, welche so rührend ist, daß sie gewiß auch hier noch einmal eine Stelle verdient. *)

Es war nämlich im October des Jahrs 1774, als die Einwohner von Liebau einen der rührendsten Auftritte erlebten — einen Auftritt, der dem Manne von Gefühl das Herz ganz zerreißt, und selbst bei dem im Laster grau gewordnen Bösewichte das dunkle fast erstickte Gefühl der Menschheit wieder anfacht. Schon seit einigen Tagen hatte der fürchterlichste Orkan gewütet, der jedermann in bange Besorgniß für Schiffbruch der Seefahrer versetzte, und diesen nichts als Tod und Untergang drohte. Auf einmal erblickte man in einiger Entfernung vom Hafen ein holländi-

*) S. d. Ephemeriden der Menschheit. Monat Septemb. 1782.

sches Schiff, welches des großen Sturms wegen nicht in den Hafen einlaufen konnte. Drei lange Tage und eben so viel Nächte war es ein Spiel der Winde und Wellen, bis es endlich in der Nacht vom 12ten auf den 13ten ungefähr einige hundert Schritte vom Ufer auf den Strand lief.

Der Sturm wütete immer stärker fort. Die tobenden Wellen rissen ein Stück des Schiffes nach dem andern hinweg, und Todesangst und Verzweiflung ergriff das arme Schiffsvolk und ihre Gefährten, weil der heulende Sturmwind und die fürchterlichsten Wellengebirge ihnen auch die kleinste Hofnung benahmen, ihr Leben aus der Verwüstung zu retten. Der Sturm war so heftig, daß diejenigen, die ihrem Elende vom Ufer zusahen, und es vielleicht gewagt hätten, ihnen zu Hülfe zu eilen, durch die augenscheinlichste Lebensgefahr zurückgeschreckt wurden. Kurz! die See würde ganz gewiß das Grab aller jener Unglücklichen geworden seyn, hätte sich nicht der edelmüthige Lootsenanführer Tode sie zu retten entschlossen. —

Man denke sich den Mann, den schon so viele unglückliche Verlassene als ihren Vater und Retter verehrten — den Mann, der sich in den ein und funfzig Jahren, die er schon verlebt, durch seine edle, gefühlvolle Seele unter seinen Mitbürgern vereh-

rungswürdig gemacht hatte, und der jetzt aufs neue sein Leben freiwillig der schäumenden See anvertrauen will, um einige seiner Mitbrüder zu retten. Voll von diesem Entschlusse eilt er nach seinem Hause, um die nöthigen Anstalten zur Ausführung desselben zu treffen. Seine Frau fällt ihm um den Hals, bittet ihn seines eignen Lebens zu schonen, und stellt ihm die Unmöglichkeit vor, mit all' seinem guten Herzen und Willen die Trümmer des Schiffs zu erreichen.

„Hörst du, wie das Meer braust? wie die Winde so fürchterlich heulen? Geh nicht, Lieber! Du kannst sie nicht retten. Dich und deine Gefährten werden die Fluthen verschlingen. Um Gottes Willen! Geh nicht! Was würde aus mir, was aus unsern Kindern dann werden?"

„Was kümmert mich (gab er zur Antwort) das Brausen des Meers und das Heulen der Winde? Ich höre nichts als das Angstgeschrei der Unglücklichen, das selbst durch das Toben der Elemente hindurchdringt. Laß mich! — Gott wird mir schon helfen. Wie oft hat er nicht durch eben so große Gefahren mich glücklich hindurchgeführt! Laß mich nur! Jeder Augenblick ist ein Jahr für die Elenden, die dort jammern."

Auch seine Kinder wollen ihn nicht weglassen.

Sie umfassen seine Kniee, wimmern und flehn, er soll bleiben.

„Wie? Auch ihr wollt mich zurückhalten? Nein, Kinder! Das sind Pflichten meines Berufs, die mein Gott von mir fordert. Seit mehr als dreißig Jahren hab' ich Nothleidenden geholfen, wenn ichs nur konnte, und nun, da ich mit den Gefahren vertrauter geworden bin, sollte mein altes Herz zum erstenmale zagen? Nein! Und sterb' ich auch, Kinder; so wird doch Gott im Himmel, der Retter unser aller, euch helfen.”

Und nun umarmt er sein schluchzendes Weib und seine Kinder, und geht von acht Lootsen begleitet zum Strande. Er wirft sich mit ihnen in ein Boot. Muthig rudern sie den Wellen entgegen, wenden alle ihre Kräfte an, aber — vergebens! Immer treibt sie der Sturm wieder ans Ufer zurück. Schon viermal haben sie's immer wieder von neuem versucht, aber eben so oft werfen Wind und Wellen sie wieder aufs Land.

An Kräften erschöpft, und triefend von Schweisse kehrt er zurück nach seinem Hause, sich umzukleiden. Eben hat seine Frau das Mittagsessen bereitet. Voll Freude, daß sie ihren Mann wieder da sieht, bittet sie ihn, sich zu ihr und ihren Kindern zu

setzen, und nach seiner sauren Arbeit mit ihnen zu speisen.

„Jetzt ist nicht Zeit zu essen, versetzt er. Denn noch hab' ich keinen gerettet. Erst will ich wieder hin, den Elenden zu helfen, und dann —"

Er kleidet sich um, geht in die Kammer, wirft sich da auf die Kniee, und betet zu Gott, daß er ihm Muth und Kräfte verleihe, seinen Entschluß zu vollführen. Dann kehrt er wieder zum Strande zurück, und giebt noch einmal sein Leben den brausenden Fluthen Preis.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelingt es ihm endlich, daß er ans Schiff kommt, und eilf Menschen glücklich ans Land bringt. Voll Freude über diesen gewünschten Erfolg schickt er seiner Frau einen Boten, ihr sagen zu lassen, daß sie sich mit ihm freue: eilf Menschen hab' er gerettet, und nun wolle er noch einmal zum Schiffe, um auch die Zurückgebliebnen zu holen. Froh über diese Botschaft, werfen Frau und Kinder mit innigster Regung sich auf ihre Kniee nieder, und singen ein Danklied, indeß der Mann, durch den glücklichen Erfolg nun mit noch mehr Muth beseelt, von neuem dem Schiffe zurudert. So oft er zurückgetrieben wird, wagt ers aufs neue — erschöpft seine besten Kräfte — erreicht endlich zum zweitenmale das Schiff, und — schon

werfen die armen Unglücklichen voll von der Hoffnung, nun endlich aus der äusserſten Lebensgefahr errettet zu werden, dem Boote ein Thau zu, um es zu ſich zu ziehen, als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umſtürzt, und ihren Retter mit ſeinen acht Gehülfen in den Abgrund begräbt. Er ſelbſt hatte ſich an das Steuerruder geſetzt, ſtreckte eben, als das Thau nach ihm zuflog, die eine Hand darnach aus, und die andere alte entkräftete Hand war nicht vermögend, zu verhindern, daß das Boot nicht den Wellen die Seite zugekehrt hätte, und umgeſtürzt würde. —

Noch lag die Frau, noch lagen die Kinder voll innigſten Danks gegen Gott da, ſangen und beteten, als ein andrer Bote — — —

Die Frau fiel ſinnlos zur Erde, und die Kinder liefen händeringend und wehklagend im Hauſe herum, ſchrieen ängſtlich nach ihrem Vater, und glaubten ſich ſelbſt ihrer Mutter beraubt.

Man denke ſich den Eindruck, den der Tod dieſes menſchenfreundlichen gefühlvollen Mannes und ſeiner Gefährten auf die Zuſchauer am Ufer haben muſte, die ſeinem Boote mit klopfendem Herzen und ängſtlichem Blicke nachſahen! Aber wie weit ſchrecklicher, erſchütternder muſte er nicht vollends auf jene Elenden wirken, die ihre ganze Hoffnung auf dieſe einzige

Hülfe gesetzt hatten. Gott! welch ein Uebergang! — von der Freude, sich nun bald gerettet zu sehen, zur grenzenlosen Verzweiflung? — Nun war er tod, der edle Mann, welcher allein Muth genug gehabt hatte, zweien Elementen zu trotzen, um das Leben einiger unglücklichen Mitbrüder zu retten. Sie schienen dieser Rettung so nahe, und — verschlungen ward er vor ihren Augen mit allen seinen Gehülfen. Nun war niemand mehr, der es wagen wollte, sich durch die tobenden Wellen einen Weg zu ihnen zu bahnen. Der Lootsen trauriges Ende hatte allen das bischen Muth, das sie vielleicht noch haben mochten, gänzlich benommen.

In diesem Zustande blieben die Sachen den übrigen Theil des Tages hindurch. Die Nacht brach ein, und mit ihr erschienen alle ihre schrecklichsten Gefährten. Der Jammer der Elenden war unaussprechlich. Ganz nun ihrem Schicksale überlassen, fühlten sie den Tod zehntausendmal. Gott! welch eine Nacht des Schreckens und der Angst für diese unglückliche Menschen! Dunkelheit, Heulen der Winde, Brausen des Meers, Krachen des Schiffs, welches immer mehr zertrümmert wurde, und dann alle Hoffnung zur Rettung, auch der geringste Funke davon, ganz — ganz verschwunden — denke sich die entsetzliche Szene, wer es vermag! —

Auch glaubte niemand, daß das Licht des nächsten Tages diesen Unglücklichen wieder leuchten werde. Und doch waren sie am folgenden Morgen noch am Leben. —

Jetzt stand nur noch das beinahe umgekehrte Hintertheil des Schiffs aus der Verwüstung empor. Drei von jenen Elenden hatten sich dahin gerettet. Mit einer Hand hielten sie sich fest angeklammert, und die andre huben sie zu wiederholtenmalen zum Himmel hinauf, der ihr Flehen nicht zu erhören schien. Schon hatten zween ihrer Mitunglücklichen während der Nacht in der See ihren Tod gefunden. Einer war vielleicht aus Mattigkeit von den Trümmern heruntergefallen, und der andre hatte aus Verzweiflung durch einen Sprung ins Meer sein elendes Leben geendet.

„Brüder! — sagte er zu seinen unglücklichen Gefährten — lebt wohl! — Unmöglich kann ich die Todesangst länger erdulden. Wie lange wollt ihr noch harren? Ihr verbittert ja euren Tod durch die tausend Gefahren, die uns jeden Augenblick drohen, und durch die Herzensangst, die wir hier leiden. Ist er nicht tod, unser Retter? — nicht in den Fluthen verschwunden? — und mit ihm jede Hoffnung, gerettet zu werden, wie jene? Laßt euch doch durch keine eitlen Erwartungen mehr täuschen! Oder ge-

denkt ihr euch am schwimmenden Strohhalm zu retten? — Doch — sollte Gott euch noch helfen — denn der allein vermag es — o dann bitt' ich euch, Brüder! begrabt meinen Leib, und laßt ihn nicht ein Raub der Fische werden!"

Und nun bindet er sich ein Thau um den Leib, sagt sein zweites: „Brüder! lebt wohl!" und stürzt sich ins tobende Meer.

Kaum war der Tag angebrochen; so eilten die Einwohner der Stadt auch schon wieder zum Strande, um zu sehen, ob die Unglücklichen noch lebten, und auf Mittel zu sinnen, ihnen wo möglich noch zu helfen. Doch alles war umsonst. Der Sturm wütete immer noch fort. Immer noch schäumte das Meer, und immer noch tobten Wind und Wellen mit furchtbarem Getöse. Alle stehen nun da, den Blick auf das Meer und auf die Ueberbleibsel des Schiffs, die Szene des Jammers geheftet. Gern hätten sie gerettet; aber allen schwebte das traurige Ende des edlen Tode und seiner Gehülfen vor Augen.

So streicht der Morgen vorbei, und jedes Fünkchen Hoffnung scheint für die Elenden zu verlöschen, bis endlich Nachmittags ein Steuermann von einem andern holländischen Schiffe plötzlich wie aus einer Betäubung erwachte. Lange genug hatte er unter den übrigen Zuschauern diesem Elende unthätig zuge-

sehen. Nun tritt er auf einmal einige Schritte zurück, schaut um sich her, und ruft aus:

„Nein! Ich kann diesen Anblick unmöglich länger ertragen. Gott im Himmel! hilf du sie mir retten! In deinem Namen und deines Beistandes gewiß will ichs versuchen. Auf! Wer kommt mit mir?"

Seine Entschlossenheit, und sein Muth wirkten auf zween Matrosen, und zween Stadtbauren so sehr, daß sie mit ihm ein Boot bestiegen. Sie rudern mit angestrengten Kräften nach den Trümmern des Schiffs zu. Jedermann steht mit bangem, klopfendem Herzen am Ufer, sieht ihnen nach, und zittert für das Leben dieser Rechtschaffnen. Oft werfen ungeheure Wellen das Boot hoch empor, daß es über dem Wasser zu schweben scheint, oft wird es wieder in den Abgrund heruntergerissen, und verliert sich eine Zeitlang ganz aus dem Gesichte. Endlich gelingts ihrem Muthe. Sie erreichen das Schiff, und retten drei Menschen, die man wohl nicht leicht elender gesehen haben kann. Todesangst und wilde Verzweiflung saß auf ihrem blutigen und aufgeschwollenen Gesichte und in ihren rothen schon halb gebrochnen Augen. Hände und Füße waren ihnen zerstossen und mit Blute bedeckt. Kraftlos und erstarrt waren sie nicht einmal vermögend zu stehen.

Die Zunge versagte ihnen den Dienst, und nur dann und wann hörte man ein dumpfes, fürchterliches, unzusammenhängendes Stöhnen.

„Was hilft den Unglücklichen nun ihre Rettung, da sie weiter nichts mehr sind, als die elende zerrüttete Maschine, die der Vernunft schon beraubt ist?"

So dachten alle, zweifelten an ihrer Genesung und an der Rückkehr ihrer Vernunft, und glaubten, daß der muthige Steuermann und seine Gehülfen ihr Leben umsonst gewagt hätten, Menschen aus dem Rachen des Todes zu reissen. Es schien, als wenn sie die Süßigkeit des Lebens nie wieder schmäcken würden, um sich ihrer Rettung zu freuen. Man brachte sie in eine Wohnung, und wendete alles an, den schwachen Funken von Leben, der noch in ihnen glimmte, wieder anzufachen, und nach und nach wieder zu stärken. Endlich krönte der Erfolg, wiewohl nur langsam, ihre anhaltende Sorgfalt. Sie wurden wieder hergestellt, und dankten Gott und ihren Errettern. — —

So weit die Geschichte! — Eh ich aber die kühle Vernunft noch etwas drüber sagen lasse, mag erst die heilige Flamme des Mitgefühls, von der gütigen Gottheit in meinem Busen entzündet, noch einen Au=

genblick lodern. Es sind ja doch selige Augenblicke, die wir der Menschlichkeit widmen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' sie mir gedacht, die jammervolle Szene auf dem Schauplatze des wütenden Meeres. Ich hab' mich im Geiste hinangeschwungen zur Heldengröße des edelmüthigen Tode und seiner Nachfolger. Ich bin in Versuchung gerathen, das glänzende Ziel seiner Laufbahn zu beneiden. Aber was soll ich denn nun sagen von der unthätigen Menge am Ufer? — Daß keine Seele hier ungerührt geblieben — daß selbst in felsenharten Herzen die schlummernde Empfindung des Mitleids geweckt worden sei — daß man hier Thränen genug werde gesehen, Seufzer gehört, und auf allen Gesichtern Furcht und Entsetzen werde gemahlt gefunden haben — das glaub' ich, das hoff' ich zur Ehre meines Geschlechts. „Allein was halfen diese Thränen, diese Seufzer, diese ängstliche Geberden?" — so raunt mir der murrsinnige Klügler ins Ohr. — „Wurden jene Elenden dadurch gerettet? Wurde dadurch auch nur ein Theil ihres Jammers gemindert? — auch nur eine einzige Angststunde ihnen versüßt?" Gern gesteh' ichs, und ich muß es gestehen, daß diese Klage gerecht sei; und ich setze noch den Wunsch

hinzu, daß besonders die empfindsame Menschlein, die mit dem Uebermaße ihres Gefühls sich brüsten, und von den kummervollen Auftritten des Lebens, die sie doch sehr leicht verwandeln könnten, ihrem Vorgeben nach den Blick hinwegwenden müssen, jene Klage beherzigen möchten. Aber ist sie denn im vorliegenden Falle auch billig? —

So wenig ich auch das Verdienst des edlen Tode und seiner Mitgenossen zu schmälern gedenke, und so sehr ich auch mit jenen Geretteten mich über die Rückkehr ihres Lebens freue, so hab' ich mich doch nun einmal zum Vertheidiger meiner Brüder aufgeworfen, und ich kanns nicht unterlassen, es laut zu sagen, was ich deswegen auf dem Herzen habe. Entschuldigt mich, Tugendfreunde! wenn ich etwan zu weit gehen sollte!

War es etwas anders, als Enthusiasmus, der jene Edle über brausende Fluthen führte? — als Enthusiasmus für die Rettung einiger Unglücklichen, die mit bangem Schauder an der Grenze des Lebens standen? Kann wohl irgend etwas von der Art, irgend etwas vorzügliches und ausgezeichnetes in der Welt ohne einen gewissen Grad von diesem Enthusiasmus gewirkt werden? Ich glaube nicht, daß man darin nicht durchgängig mit mir einig seyn sollte.

Aber eben so verschieden die Kräfte und Neigun-

gen der Menschen sind, eben so verschieden ist auch die Richtung, die der Enthusiasmus zu nehmen pflegt. Und wohl uns, daß es so ist! — Durch diese Anordnung wird das Ganze der Menschheit, um desto fester zusammengekettet. Ihr haben wir es zu verdanken, daß selbst unsere mannichfaltigsten Bedürfnisse befriedigt werden können. Durch sie werden Künste und Wissenschaften jeder Art immer mehr dem Ziele der Vollkommenheit genähert, und sogar in den niedrigsten Volksklassen wird ein Geschäftseifer verbreitet, dessen Einfluß aufs allgemeine Wohl ganz unverkennbar ist. Ohne sie würde der Umlauf der Maschine des gesellschaftlichen Lebens in Stockung gerathen. Die schönsten Triebfedern in derselben würden erschlaffen, und der größte Theil der Menschen würde zu einer phlegmatischen Schwäche, zu einer fühllosen Gleichgültigkeit gegen den Flor des Ganzen herabgewürdigt werden.

Daß jenes geschieht, und dieses nicht geschieht — das alles gründet sich auf eben jenen Enthusiasmus, der sich nach der namenlosen Verschiedenheit der Kräfte und Neigungen unter den Menschen modeln läßt. Wie thöricht also, wenn wir verlangten, daß in einzelnen Fällen diese Kräfte und Neigungen bei jedem Menschen sich plötzlich verdrehen, und dem Enthusiasmus eine ganz fremdartige Richtung geben sollten!

Lehrts nicht die Erfahrung, daß in der moralischen, so wie in der physischen Natur eine gewisse Kraft der Trägheit Statt finde? daß man ungern seinen gewöhnlichen Zustand verlasse, und wenn man sich dazu genöthigt sieht, wenigstens den folgenden Zustand mit dem vorhergehenden so viel als möglich zu vereinigen suche? Und wird nicht dadurch mancher Mensch, welcher sonst, durch den Strom der Veränderlichkeit fortgerissen, von einem Gegenstande zum andern ausschweifen würde, zum Vortheile des gesellschaftlichen Lebens in seiner bestimmten Sphäre erhalten? Nein! es giebt des Guten ausserordentlich viel, und nicht alles Gute kann von jedem Menschen verübt werden, weil das Maaß der Kräfte und Neigungen so sehr verschieden ist. Dennoch aber sorgt die weise Gottheit dafür, daß die möglichste Summe des Guten von der menschlichen Gesellschaft hervorgebracht werde, indem sie entweder diesem oder jenem Menschen gerade dasjenige Maaß von Kräften und Neigungen zutheilt, welches zur Ausübung des einzelnen Guten erforderlich ist.

Ich glaube nicht, daß ich mich deutlicher werde ausdrücken können, so wenig vielleicht auch jeder meiner Leser mich ganz verstanden haben wird. Man durchdenke also lieber die Stelle noch einmal, und dann wird man hoffentlich auch die Anwendung

derselben auf den vorliegenden Fall adäquat finden.

Welch eine Heldenkraft, und welch ein Heldenmuth gehörte nicht dazu, sich mitten in den Tumult der Meereswogen zu begeben! Ohne Zweifel werden wenige unter den Zuschauern jener grausenvollen Szene diesen Muth und diese Kraft, worauf der Muth sich gründet, in ihrem Wesen verspürt haben. Ich denke mir dort am Ufer der See z. B. manche gute Mutter mit ihrem Kind' auf dem Arme. Was kann, was vermag sie aber wohl mehr, als weinen und seufzen? Schon der blosse Gedanke, daß sie die Elenden retten könne, verschwindet im Augenblicke des Entstehens aus ihrer schüchternen Seele: denn das Gefühl ihrer Schwäche verscheucht ihn. Nur ihre kleine Familie ist ihr Wirkungskreis. Nur für sie sind ihre Kräfte zur Thätigkeit gestimmt. Nur in ihrem traulichen Zirkel wird ihr Geist in Enthusiasmus versetzt, wenn sie hinüberschaut in eine lachende Zukunft, und da sich tausendmal tausend Freuden in ihren Kindern denkt. Sie zu pflegen, ihrer zu warten, sie zu erziehen — das allein ist ihr Lieblingsgeschäft, und für dieses Geschäft allein sind auch ihre Kräfte gewachsen. Keine Sorge, keine Unbequemlichkeit, keine schlaflose Nacht, kein gegenwärtiger Freudenverlust wird da von ihr geschont oder gefürch-

tet. Gern unterwirft sie sich allem, was ihre häusliche Lage mit sich bringt. Und was soll sie denn hier beim Anblicke der Elenden auf dem gescheiterten Schiffe? Soll sie die Hände ausstrecken, gleich einer Rasenden in die Fluthen eilen, und — sterben? Nein! Hörts, ihr Moralisten, die ihr so viel vom Menschen fordert, ob ihr's gleich wißt, daß er immer noch Mensch bleibt! Hörts, ihr Misanthropen, deren Joch nicht sanft und deren Last nicht leicht ist! Sie soll ihren kleinen Liebling ans Herz drücken, und mit einer Thrän' im Auge ihm sagen: Ach! wie gut, daß du nicht dort jammerst! —

Kann man nicht solcher Menschen noch viele sich denken, deren geringere Kräfte in diesem Falle es andeuteten, daß sie nicht zu der Würde eines Tode erkohren waren? Und hätte man denn wohl von ihnen eben den Enthusiasmus, der Tode's Seele befeuerte, mit Billigkeit fordern können? Nein! der Enthusiasmus ist, wie gesagt, verschieden, und soll es auch seyn. Bald nimmt er diese, bald jene Richtung an, je nachdem er durchs Maaß der Kräfte bestimmt wird.

Eben so wird er aber auch durch die Verschiedenheit und durch das Maaß der Neigungen bestimmt.

Daß der Sohn der armen Wittwe, der Bruder

unglücklicher Geschwister, deren einzige Stütze er war, hier händeringend am Ufer stand, und nichts zur Rettung jener Elenden beitragen zu können glaubte — wer flucht darüber? — Seine ganze Neigung war seiner Mutter und seinen Geschwistern gewidmet. Für sie floß der Schweiß des Sommertages von seiner Stirne nieder, und jeder Tropfen, der ihm zu Füßen fiel, war Süßigkeit für ihn, so oft er's bedachte, daß der Lohn seines Schweißes die Thränen des Kummers aus dem Auge der Seinigen trockne. Mit wahrer Herzensfreudigkeit arbeitete er oft ganze Nächte hindurch, um sie zu erhalten, und ein einziger dankvoller Blick, eine einzige zur Heiterkeit verzogene Miene war ihm schon übermäßige Vergeltung. Der bloße Gedanke, daß sie leiden müssen, war ihm von jeher ein zweischneidiges Schwerdt, welches tief durch seine gefühlvolle Seele drang. Soll er denn nun diesen Schmerz nicht länger achten? Soll er nun Wogengebirge ersteigen, und von ihrem Gipfel in die Tiefe der See sich versenken? Soll sein Enthusiasmus für seine Geliebten sich nun in Kälte verlieren? Soll er ihren einzigen Trost, ihre einzige Hoffnung nun zu nichte machen? Soll sein Rettertod sie locken an den Strand, und zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse sie bringen, sich mit ihm in den Wellen zu vergraben? —

Doch — ich merk' es, die Wärme meines Herzens verleitet mich. Ich scheine ungerecht zu werden gegen den edelmüthigen Tode, der das Jammergeschrei seines Weibes und seiner Kinder nicht hören wollte, um Menschenretter zu werden. Aber woher kam es? Das Gefühl seiner Kräfte, welches durch Erfahrung noch verstärkt worden war, überwog hier einmal seine sanftern Neigungen, und Menschenliebe entflammte jenes Gefühl. Die Bande des Bluts wurden schlaffer, und die Bande der Menschlichkeit zogen ihn hin zur furchtbaren Wohnung des Elends. Ich segne desfalls seine Gebeine, und mein Glaube erblickt ihn in höhern Gegenden, wo er nun Siegespalmen trägt. Aber ich kann, ich darf doch auch jene nicht verdammen, deren sanftere Neigungen noch immer das Uebergewicht behaupteten. Sie hatten Menschenliebe, wie Tode, nur war sie eingeschränkter, und ihr Enthusiasmus behielt seine gewöhnliche Richtung. Ihre Handlungen gehörten nicht unter die Rubrik der edelmüthigen, weil sie mit in den alltäglichen Gang der Weltbegebenheiten verflochten waren; aber sie gehörten denn doch unter die Rubrik der schönen Handlungen, deren Nutzbarkeit nicht weniger preißwürdig ist.

Wenn ihr alle, o Menschen! nur so viel Gutes thut, als ihr nach euren natürlich guten Kräften

und Neigungen thun könnt — wenn ihr alle euren engern Wirkungskreis, den die Gottheit euch anwieß, auch ausfüllt — wenn jeder unter euch nur wenigen nutzbar wird, ohne den übrigen schädlich zu werden, und wenn für diese Nutzbarkeit euer ganzer Enthusiasmus glüht, eure ganze Thatkraft rege ist — o dann will ich euch gern der Pflicht entlassen, bis zu dem Edelmuthe eines Tode euch hinanzuarbeiten. Selten wird dieser Edelmuth in Anwendung gesetzt werden dürfen. (Wohl deswegen unserer Gesellschaft, und Dank der Fürsicht des Höchsten!) Und tritt dann auch einmal der Fall ein; so wird doch unter so vielen, die gerne thun, was sie können, sich auch ein Engel in Menschengestalt finden, der mit emporstrebender Schnellkraft seines Geistes noch mehr thut, als er zu können schien.

7.

# Macht der Abendstille.

Sanft umschwebt des Abends holde Stille
Meinen Geist und seine Erdenhülle.
Gott! wie dank' ich dir
Für diese Labung!

Labung — Ja, nun ruhn die Leidenschaften,
Die zu mancher Frevelthat mich rafften
Oft mit Ungestümm —
Ach ja! Nun ruhn sie!

Nun sind mir erschlaft des Körpers Glieder,
Nun durchbebt sie die Empfindung wieder:
O wie schwach ist nicht
Der Erde Bürger!

Und doch hab' ich Götterkraft gelogen!
Götterkraft? — Wenn ward sie zugewogen
Meinem Staubgeschlecht
Auf Gottes Waagschal? —

Nein! Es hob mich kahler Eigendünkel
Ueber Menschen in des Elends Winkel.
Ach! wie schäm' ich mich
Nun dieser Blindheit!

Wall' ich nicht auf niederm Erdenpfade
So wie sie? — Bin nicht, wie sie, nur Made,
Welche lebt, sich krümmt,
Und dann dahin stirbt?

Sollt' ich denn nur ihre Fehler rügen?
Sollt' ich stolz in Täuschungsschlummer wiegen
Nur das Schamgefühl
Der eignen Fehler?

O der Schande! Nur als Thiere dünken
Wir allein uns klug, und wenn wir winken,
Soll die halbe Welt
Voll Ehrfurcht schweigen.

Ach! so leicht ists hin, das Fünkchen Geistes!
Denn der Strom der Leidenschaften reißt es
Oft mit Allgewalt
Aus unsrer Menschheit.

Nur der Abend hemmt den Flug der Säfte,
Bändigt auch des Thieres wilde Kräfte,
Und facht wieder an
Das Fünkchen Geistes.

Dann entflammt es heilige Gefühle.
Wir sind nicht mehr roher Lüste Spiele —
Sind nicht mehr entmenscht
Des Stolzes Sklaven.

Ja! Herzu, ihr, die ich heute kränkte!
Seht! des Abends holde Stille lenkte
Mich zurück zu euch.
Herzu! Verzeiht mir!

Wie so schamroth schleicht durch Sternenheere
Dort der Mond! Er gab mir jetzt die Lehre:
Sei nicht stolz, da du
Kein eignes Licht hast!

Brüder! Ihr nur — ihr nur könnt dies Leben
Mir versüßen. Euch verhaßt erbeben
Meine Freuden all'
Und werden Klagen.

O gedenkt doch meiner Schwachheit nimmer!
Niederknieend in des Mondes Schimmer
Ruf' ich auch zu Gott:
Schon' meiner Schwachheit!

Schon', und nimm den Dank für diese Stille!
Sanft ergoß sie durch des Herzens Fülle
Edles Schamgefühl.
Dank dir, o Vater! —

## 8.
## Ueber die Sonnenverehrung in den Zeiten der Vorwelt.

Mein Herz wird warm, wenn ich mich an die erhabnen Begriffe von der Gottheit erinnere, die unser erleuchtetes Zeitalter mit Hülfe der reinen Christuslehre gangbar gemacht hat, und geisterschütternd ist mein Mitleid, wenn ich von da zurücksehe in jene finstere Zeiten der Vorwelt, wo man zur hirnlosesten Abgötterei sich hinreissen lassen konnte. Demungeachtet aber würd' es theils Unverstand und theils Unbilligkeit verrathen, wenn man die Irrthümer jener alten Völker in der Lehre von Gott gar zu hoch anrechnen, und diese Völker selbst deswegen verdammen wollte. Waren sie etwan Schuld daran, daß diese und keine andere Begriffe von Gott unter ihnen herrschten? Wurden nicht jene Irrthümer in den ersten Zeiten ihres Daseyns, wo sie einzeln noch unfähig waren, die Religion zu untersuchen, in ihre Seelen eingepflanzt? Und wird es wohl oft jemanden einfallen, Lehren zu bezweifeln, welche der allgemeine Glaube gleichsam geheiligt hat?

Ausserdem haben sowohl ganze Völker, als einzelne Menschen unter ihnen, in Ansehung ihres Ver=

standes eine Kindheit zu verleben. Denn der Gang der Natur bleibt sich im Kleinen wie im Großen gleich. Haben sich auch noch so viel glückliche Umstände vereinigt, ein Volk aufzuklären — haben Klima, Handel, Staatsverfassung, kurz, alles, was zu dieser Aufklärung mitwirken kann, sich freundschaftlich die Hände dazu geboten; so gab es doch einmal eine Zeit, (denn das lehrt die Geschichte) wo dieses jetzt so aufgeklärte Volk in einem so rohen, ungebildeten Zustande lebte, daß ihm die gegenwärtigen Begriffe von Gott unmöglich faßlich genug seyn konnten. Und den Eigensinn, den man so oft bei Kindern findet, ließ es sich denn auch größtentheils in diesem Zustande zu Schulden kommen. Was man einmal hatte, davon ließ man nicht ab, und wenn man auch noch so dringend dazu beredet worden wäre. Und wußten sich also gleich hie und da einige Weise über die gangbaren Ideen des großen Haufens emporzuschwingen; so durften sie doch nur ihren Schwung in der Stille nehmen, und ihre richtigern Begriffe nicht unter das Volk gerathen lassen. Wagt' es aber wohl einmal jemand, den herrschenden Volksglauben bei Seite zu schieben, und der Wahrheit eine Laufbahn zu eröffnen — verloren war er, und hätte er auch übrigens mit noch so vieler Weißheit sein Verfahren geordnet. Man erinnere sich nur an das Beispiel des Sokrates! —

Wenn man darauf Rücksicht nimmt; so sieht man leicht ein, daß vorzüglich die Sonnenverehrung in den Zeiten der Vorwelt sich lange erhalten muste *). Nach meiner Meinung war diese Art der Abgötterei bei der Verfassung der damaligen Zeiten und Völker durchaus unvermeidlich.

So lange die höhern Seelenkräfte des Menschen seiner Sinnlichkeit nicht wenigstens das Gleichgewicht halten, so lange bleibt man geneigt, auf dergleichen Abwege zu gerathen. Und eben diese überwiegende Sinnlichkeit ist der Charakter aller Nationen in ihrer Entstehungszeit gewesen. Ihre Nahrung, ihre Kleidung, ihre Wohnung, und überhaupt ihre ganze Lebensart war äusserst einfach. Sie wusten noch nichts von jenen erkünstelten Bedürfnissen, welche in der Folgezeit aufgeregt wurden, und bei allen ihren Nachtheilen doch wenigstens den unleugbaren Nutzen hatten, daß sie eine allgemeine Betriebsamkeit ver=

*) Ich weiß es wohl, daß auch noch jetzt manche Nation die Sonne göttlich verehrt, z. B. die Malabaren, die amerikanischen Wilden, die sibirischen Heiden, die ursprünglichen Peruaner und Floridaner u. s. w. allein um der Bequemlichkeit im Flusse der Rede willen nehme ich Hauptrücksicht auf die Vorzeit, da ohnehin alles auch von den neuern Sonnenverehrern gilt.

breiteten, und eine höhre Kultur des Verstandes schlechterdings nothwendig machten. Konnten sie nur so viel sich erwerben, als zur Befriedigung ihres Hungers und Durstes und anderer natürlicher Begierden erforderlich war; so verstanden sie in ihrer Lage genug, und durften sich um weiter nichts bekümmern.

In diesem Zustande befinden sich noch jetzt viele Völker. Hat der Grönländer nur seinen Seehund, der Lappe sein Rennthier, der Krimmische Tatar sein Pferd — was fehlet ihm noch? Und was sollte ihn bewegen, die Ruhe seines Lebens der mühsamen Ausbildung seines Verstandes aufzuopfern?

Welch ein mächtiger Antrieb zur Abgötterei muste nicht also in dieser überwiegenden Sinnlichkeit liegen! — Ich gehe in einem großen Saale umher. Zur Linken und Rechten seh' ich die schönsten Statuen stehen. Welch ein täuschender Anblick! Ich fühl' es, daß ein geheimer Schauer mich überfällt. Alles, was hier um mich her ist, macht tiefen Eindruck auf meine Sinnlichkeit, und dieser Eindruck beschäftigt sie zu sehr, als daß der kalte Verstand dabei ins Spiel kommen könnte. Ich glaube unter lauter lebendigen Wesen zu wandeln. Ich denke nicht dran, daß es — Statuen sind. — Der verliebte Romanheld wandelt an der Seite seiner Galathee in einem dunkeln Wäld=

chen dahin. Sein ganzes Wesen ist liebeglühend. Oft, wenn sein schmachtender Blick sich in dem ihrigen verliert, steht er still, und denkt sich die Seligkeit jenes glücklichen Zeitpunkts, wo sein Schmachten Genuß werden soll, oder er taumelt dahin in süßer Entzückung, und schlürft den Nektar der Liebe in der Gestalt eines Kusses ein. Auf einmal treten sie aus dem Wäldchen heraus, und sehens, wie prächtig der Vollmond daherglänzt. Was ist nun in ihrem Zustande anders zu erwarten, als daß sie ihn ohne weitere Zeremonien zum Zeugen ihrer Liebe machen, und für seine schweigende Bereitwilligkeit dazu ihn mit den Ehrentiteln: heiliger, keuscher, wonniger Mond! belohnen? Was ist natürlicher, als daß sie nachher bei jeder Gelegenheit mit ihrem stummen Patrone weitläuftige Unterredungen von den Seligkeiten der Liebe halten?

Offenbar in beiden Fällen eine gewisse Aehnlichkeit mit der Abgötterei! — Hätte dort meine Vernunft ihren Vorrang behauptet, und sich durch die Sinne nicht überraschen lassen — wäre hier das romantisch verliebte Paar um einige Grade kälter geblieben, und etwan mit dem simpeln Gedanken an die beste Einrichtung ihres künftigen Hauswesens beschäftigt gewesen; so würden beide Arten von Täuschung und Verirrung unmöglich geworden seyn.

So aber war die Empfindung gar zu warm und lebhaft, als daß die kühle bedachtsame Vernunft etwas dabei hätte ausrichten können.

Mußten nicht also nothwendig Menschen von weniger oder gar keiner Kultur eine vorzüglich lebhafte Empfindung haben? Mußte nicht nothwendig ihre Sinnlichkeit so despotisch werden, daß sie die Mitwirkung des Verstandes in der Untersuchung des Wahren und Irrigen äusserst beschränkte? Und ist nicht das auch jetzt noch der Fall z. B. bei Kindern und Frauenzimmern? Bei diesen spielt ja auch im Durchschnitt genommen die Sinnlichkeit noch immer die erste Rolle. Aber zu wie vielen Irrthümern werden sie nicht auch dadurch verleitet! Wie oft werden ihnen nicht auch durch die Einbildungskraft, welche mit einem hohen Grade von Empfindlichkeit ganz genau zusammenhängt, Vorspiegelungen gemacht von Dingen, die nicht sind, oder doch ganz etwas anders sind, als sie zu seyn scheinen?

Es war also ganz natürlich, daß jene rohe, ungebildete Nationen fast alles, was sinnlich war, in Gedanken belebten und beseelten, wie dort der Mond und die Statuen durch eine Illusion der Empfindung belebt und beseelt wurden. Daher denn nun der unmerkliche Schritt von der Abgötterei zur Vielgötterei! Daher die zahllose Menge von Geistern oder

Dämonen, welche meiner Meinung nach in der Vorstellungsart aller Völker zuerst einzig und allein Schutzgeister der lebendigen und leblosen Natur waren! Daher das überaus merkwürdige, ganz auf reife Menschenkenntniß gegründete mosaische Gesetz: Du sollst dir kein Bilniß noch irgend ein Gleichniß machen!

Wie hätte nun aber wohl Sonne und Mond und die übrigen Gestirne unbelebt und unbeseelt bleiben können? Sollten diese glänzenden Körper im unermeßlichen Weltraum etwan gar nicht die Aufmerksamkeit sinnlicher Erdbewohner auf sich gezogen haben? Nein! noch jetzt halten ja die grönländischen Sternkundige z. B. den Mond für einen schönen jungen Mann, und glauben von ihm, daß er oft zur Erde herabkomme, um Seehunde zu speisen, oder sich mit einer grönländischen Venus die Zeit zu vertreiben. Kein Frauenzimmer wagt es deswegen, auf dem Rücken zu schlafen, ohne vorher ihren Magen mit Speichel bestrichen zu haben, welches eine geheime Zurückstossungskraft haben soll, und kein Mädchen wagt es, den Mond lange anzusehen, aus Furcht, die Jungfrauschaft zu verlieren. Es ist viel für uns werth, daß unser jetziger Glaube anders beschaffen ist, und daß nach dem Systeme unserer bessern Astronomen und unserer Empfindler, der Mond ein

keu=

keuscher Verehrer des Cölibats genannt werden muß, sonst würde er vielleicht ohne sein Verschulden dem Vorgeben nach schon eine starke Familie auf der Erde haben, und manches ehrbare Frauenzimmer würde sich auf das Urtheil des Parlaments zu Grenoble, welches am 13ten Febr. 1637 publicirt wurde, berufen müssen, nach welchem die angeklagte Frau von Aiguemere, die nach vierjähriger Abwesenheit ihres Gemahls ein Kind zur Welt brachte, für unschuldig erklärt wurde, weil nach dem Zeugnisse der Aerzte und alten Weiber auch der Zephir Papa des Kindes seyn könne *). Doch — dieses nur beiläufig! —

Vielleicht aber wird mancher noch mehr Belege zu jener Beseelung der Himmelskörper verlangen. Für diese will ich also noch folgende Gewährsmänner anführen.

Nach dem Systeme des Pythagoras wurde bekanntermaßen Gott als ein Weltgeist vorgestellt, der

*) S. die Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele. (Riga 1774. 8.) S. 327 ꝛc. Die Quelle, woraus der Verfasser dieser Schrift jene Anekdote geschöpft hat, ist das bekannte Werkchen: Lucina sine concubitu. Lettre addressée à la Société royale de Londres &c. par *Abraham Johnson.* Lond. 1750. 8.

in allen körperlichen Dingen ausgebreitet sei — der allenthalben lebe und wirke, und die verschiedenen Erscheinungen in der sichtbaren Natur hervorbringe. Diese Vorstellung ist an sich selbst betrachtet groß und erhaben, wenn sie nicht nur zu so vielen fanatischen Grillen Anleitung gegeben, und unter andern auch den Orakeln den Stempel der Untrüglichkeit aufgedrückt hätte *). Nun erst wurde die Astrologie eine vollkommen heilige Wissenschaft, weil sie auf einer philosophischen Idee zu beruhen schien. Allenthalben fand man offenbare Winke von dem Willen der Gottheit, weil man nicht glauben konnte, daß jede Veränderung umsonst die Gegenwart derselben athmen werde. Und wenn also gleich Pythagoras nur Einen Weltgeist statuirte; so sieht man doch daraus, daß die Meinung von dem Leben der Himmelskörper nicht ganz ausser seinem Systeme gelegen habe. Cicero

*) Wir finden dieses System, welches auch das System der Stoiker und anderer philosophischer Sekten war, poetisch beschrieben in Virgils Aeneide. (Libr. IV. v. 721 sqq.) — Doch — ich würde hier und in der Folge der Abhandlung gar zu viel zitiren müssen. Es unterbleibe also lieber, zumal da es doch für die Leser, die ich mir denke, keinen Nutzen haben, sondern allenfalls nur den befriedigen kann, der sich nach der Quelle meiner Angaben umzusehen weiß.

aber, welcher von allen Philosophen etwas nahm, behauptet ausdrücklich in seiner Schrift über die Natur der Götter, daß die Gestirne nothwendig Wesen von ausserordentlicher Empfindlichkeit und Bewegfertigkeit seyn müßten, weil sie sich in der feinsten Luft befänden, welche eben wegen ihrer Feinheit auch in unaufhörlicher Thätigkeit sei. Alles, sagt er, hat der Weltschöpfer mit lebendigen Wesen angefüllt, die Erde, das Wasser, die Luft u. s. w. warum denn nicht auch den Himmel? Offenbar sind hier die Sterne die lebendigen Wesen. — Hieronymus findet selbst in der Schrift wahrscheinliche Spuren davon, und Augustin will wenigstens nichts darüber entscheiden, ob die Gestirne ihre regierenden Geister haben, oder nicht, ob sie selbst zur Gesellschaft der Engel gehören, oder nicht. Plato aber gab auch noch diesen Grund dafür an, daß der schönste Körper auch die schönste Seele haben müsse, und was das sonderbarste ist, ihm stimmte sogar Tycho von Brahe in einem Briefe vom 18ten April 1590 noch darin bei. Wenn nun Männer von der Art dahin verleitet werden konnten — warum sollten wir denn den Kopf schütteln, und uns darüber wundern, daß jene arme, unwissende Völker mit der Sonne und andern Gestirnen Abgötterei trieben? —

Freilich war von diesem Glauben an die Beseelt-

heit der Sonne noch ein ziemlicher Schritt bis zur Anbetung derselben. Allein auch zu diesem Schritte lagen schon Vorbereitungen in der Natur jener Völker.

Alle Menschen von vieler Sinnlichkeit und weniger Kultur haben einen sehr großen Hang zur Pracht, eine ungemäßigte Vorliebe für blendende Schönheit. Es ist wahr, ihre Begriffe von Pracht und Schönheit sind äusserst verschieden. Denn sie werden einzig und allein durch die Umstände gemodelt, und weil diese Umstände sowohl bei verschiedenen Nationen, als bei einem einzelnen Volke zu verschiedenen Zeiten, von anderer Beschaffenheit sind; so können auch unmöglich die Begriffe von Pracht und Schönheit allenthalben und zu allen Zeiten ganz gleichartig seyn. Allein der Hang, die Vorliebe dazu ist doch nun einmal da. Wo finden wir z. B. noch jetzt mehr Sinnlichkeit und weniger Kultur, als bei Kindern, bei Frauenzimmern, und gemeinen Leuten? Ihr dürft aber auch nur eurem Söhnchen ein neues Kleid geben — wie stolz wird es nicht darauf seyn! wie begierig, es allenthalben sehen zu lassen! Ihr dürft nur eurem Töchterchen eine schöne Puppe zum Geschenk machen — wie wird es sie nicht liebkosen! wie unermüdet wird es nicht an ihrer größern Verzierung arbeiten! Ihr dürft nur ein Frauenzimmer beobachten — (doch — es würde zu wenig Galanterie verrathen, wenn man

sie alle in eine Klasse werfen wollte — nehmt also nur ein alltägliches Frauenzimmer ) ihr werdet finden, daß die Zubereitung ihres Putzes ihre Lieblingsbeschäftigung ist. Und eben so schmeichelt auch dem gemeinen Manne jene pompeuse Feierlichkeit des gottesdienstlichen Zeremoniels am allermeisten, da dem vernünftigern hingegen die Religion in ihrem einfachsten Gewande am ehrwürdigsten erscheint. Allenthalben liegt auch hier überwiegende Sinnlichkeit zum Grunde, und auf ihr beruht eben dieser Hang zur Pracht. Und wird nun also diese Erfahrungswahrheit vorausgesetzt; so wird auch jener Schritt zur Sonnenverehrung schon wieder um desto weniger befremdend bleiben können.

Der ganze Himmel war den Alten beseelt. Aber welch Gestirn ist prächtiger als die Sonne? Wie groß muste nicht also auch in ihren Augen der Geist der Sonne seyn? Von jeher hat man deswegen die erhabensten Schilderungen von ihr gemacht, von jeher die erhabensten Bilder von ihr entlehnt. Wenn in der Nacht unzählige Gestirne zur Erde herabglänzen; so ist sie allein Beherrscherinn des Tages. Sie geht hervor, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, festlich geschmückt, und vor ihrer Erscheinung verschwinden die Heere des Himmels, als schämten sie sich, ihren mildern Glanz durch jenen prachtvollen

Aufzug verdunkelt zu sehen. Sobald sie hervortritt, strömt Freude und Wonne über die ganze lebendige und leblose Welt. Der träge Schlummer, worin die Natur unter den Fittigen des nächtlichen Dunkels lag, macht der Empfindung des Lebens und der Thätigkeit wieder Platz, und der freie Vogel erhebt sich auf die sonnenrothen Wipfel der Bäume, um die Ankunft der Tageskönigin zu besingen. Wie hätte man denn in den Zeiten der Vorwelt sich überwinden können, ein so herrliches Gestirn nicht zu verehren? —

Dazu kam nun aber auch noch dieses. Die herumziehende Lebensart der Bewohner des Morgenlands; die Nothwendigkeit, für ihr Vieh in fernen Gegenden Weide zu suchen; die Möglichkeit, sich in jenen unermeßlichen Ebenen zu verirren; der Mangel an Beschäftigungen, welcher die Hirten vorzüglich zur Nachtzeit drücken muste — das alles und noch mehr war unüberwindliche Veranlassung, sich mit der Betrachtung des Himmels zu unterhalten, und den Lauf und den Standort der Gestirne mit aller Sorgfalt zu beobachten. Schon zeitig fiengen deswegen die Chaldäer an, die Astronomie zu kultiviren, und ihnen eiferten nachher die Sineser und Aegyptier, die Thalesse und Anaximanders mit rühmlichem Fleiße nach.

Aber nun denke man sich einmal einen herumwan=

dernden Chaldäer! Seine astronomischen Kenntnisse gehen vielleicht jetzt noch nicht sonderlich weit. Seine Beobachtungen und Erfahrungen sind vielleicht noch ganz unvollständig. Indessen hat er sich doch verirrt von seinen Geliebten. Die Schauer der Nacht ergreifen ihn. Er treibt seine Heerde bald hiehin, bald dorthin, weil er bald hier bald dort einen Stern entdeckt, den er schon vor einiger Zeit auf seinem Rückwege zu den Seinigen vor sich gehabt zu haben glaubt. Schon sehnt er sich drei volle, lange Stunden nach ihnen zurück, und immer vergeblich. Er geht, und geht immer weiter: aber je weiter er geht, desto mehr entfernt er sich von seinem Wohnsitze. Er ermüdet, seine Heerde mit ihm. Endlich wirft er sich kraftlos hin zur Erde, und blickt traurig und niedergeschlagen, von dem schwachen Schimmer der Sterne umstralt, seine schmachtenden Gefährten an. Wie vielerlei Gedanken müssen nicht nun seine unerfahrne Seele durchkreuzen! Wer weiß — denkt er vielleicht — ob du die Deinigen nun wieder sehen wirst? Und Thränen verfolgen diesen Gedanken. Er glaubt weiter von ihnen entfernt zu seyn, als er wirklich ist. Auf einmal verkündigt die Morgenröthe hinter ihm den Aufgang der Sonne. Nun weiß er seinen Gang schon wieder einzurichten. Er rafft seine übrigen Kräfte zusammen, treibt von neuem seine Heerde an,

und wandelt nun getrost seinen Weg weiter fort. Indessen wirft die Sonne schon ihre ersten Stralen über die Erdfläche vor ihm her, und nun — da kommt sie, in ihrem vollen Schmucke, und erleuchtet wohlthätig seinen Pfad. Welch einen ungewöhnlichen Eindruck muß nicht das in dieser Lage auf ihn machen! Welche Empfindungen müssen nicht dabei in seiner Seele rege werden! Aber was ist auch natürlicher, als daß er seine Freude und Ruhe der nächsten, in die Sinne fallenden Ursache zuschreibt? Was ist natürlicher, als daß er niederfällt, und jenem heraufglänzenden Gottesgestirne seinen Morgendank opfert, wie es noch jetzt viele Völker gewohnt sind? Sobald man sich an dasjenige erinnert, was ich im Vorhergehenden vorausgesetzt habe, wird man sicher diesen Schluß der ganzen Szene nicht sonderlich auffallend finden können.

Ich leugn' es nicht, zu vielen Völkern, welche die Sonne verehrten, ist auch wohl einmal die Lehre vom höchsten, wahren Gotte vorgedrungen, ob sie gleich immer noch sehr seicht und mangelhaft seyn muste. Und in diesem Zustande verehrten sie dann vielleicht die Sonne nur als eine Dienerin der Gottheit, oder glaubten, sie habe sie zu ihrer Hauptwohnung gemacht. Allein auch diese Zeit konnte dann wohl unter so sinnlichen Völkern nicht sehr lange dau-

ren, sondern muste wohl bald wieder in eigentliche göttliche Verehrung derselben ausarten.

Je weniger Weißheit sich über unsere Begriffe ausgebreitet hat, desto weniger weiß man, wie man sich auszudrücken pflegt, das Kleid vom Manne zu unterscheiden, desto mehr beurtheilt man ihn nach dem Aeusserlichen, desto leichter geräth man auf die Nebenwege der Thorheit. Jener muthige Römer, ungefähr wie ein Holländer patriotisch, wagt sich ins etruscische Lager vor die Stadt, sieht einen ansehnlichen Militairbedienten für den König Porsenna selbst an, und ermordet ihn. War dieser Römer in diesem Zeitpunkte wohl sehr weise? Hatte nicht wilder Patriotismus seine Bedachtsamkeit und Ueberlegung niedergeschlagen? Und warum sollen wir denn jene armen Völker verdammen, welche ohne ihr Verschulden ihre Vernunft so wenig zu gebrauchen wußten, daß sie die schöne herrliche Sonne mit der Gottheit verwechselten? Jener Römer suchte den König. War es ein Wunder, daß er ihn in einem Manne zu finden glaubte, welcher ein schönes Kleid trug, und in königlichen Diensten stand? Diese Völker suchten die Gottheit; aber sie blieb ihnen unsichtbar. Nur die Sonne schimmerte majestätisch zu ihnen hernieder. War es ein Wunder, daß sie in diesem glänzenden Wesen sie zu sehen wähnten, und daß sie ihm die Re-

ligionsempfindungen zollten, die sie der wahren Gottheit schuldig gewesen wären? —

Doch ich glaube nicht nöthig zu haben, noch weitläuftiger zu beweisen, daß diese Verirrung des menschlichen Verstandes sehr natürlich und unschuldig gewesen sei. Also nun zur Untersuchung, wie die Begriffe von der Gottheit mit der Sonne vereinigt werden konnten!

Zuerst erinnere ich dabei, daß diese Begriffe von der Gottheit in einem unglaublich genauen Zusammenhange mit unsern anderweitigen Begriffen und Leidenschaften und Lebensarten stehen, und alle laufen sie leider! nur gar zu sehr aufs Sinnliche hinaus. Die kriegerischen Geten glaubten nach Herodots Berichte, wenn es donnere; so fordere ihr Gott sie zur Schlacht heraus. Sie nahmen also seine Ausforderung an, und schossen Pfeile in die Luft. Die Einwohner des alten Skandinaviens, welche sowohl am Trunke als am Kriege ihr gröstes Vergnügen fanden, dachten sich ihren Gott, wie er aus den Hirnschalen seiner Feinde und Verächter herrliches Bier die Fülle trinkt. Der wollüstige Muhamedaner läßt ihn sich mit den schönen Houris im Paradiese beschäftigen. Der geitzige Harpax wird sich in ihm einen sehr reichen Mann, der phlegmatische Orgon einen ruhigen Herrn denken. Kurz! diese Bemerkung wird

man durch die Erfahrung ganz bestätigt finden. Nur der subtilere Denker weiß seine Begriffe von Gott gehörig zu verfeinern, und ihn über alles Sinnliche emporzuheben.

Und nun also vorausgesetzt, daß sich alle Eigenschaften der Gottheit im Grunde auf die beiden Haupteigenschaften: Allmacht und Liebe zurückführen lassen; so wird daraus sehr natürlich die Folgerung herfliessen, daß alle Völker, welche die Sonne verehrten, je nachdem die Umstände beschaffen waren, auch entweder der einen oder der andern Eigenschaft in ihrem Lehrsysteme von Gott den Vorrang geben mußten.

Die Grönländer z. B., die nach der glaubwürdigen Nachricht des Egede, welcher viele Jahre Bischoff unter ihnen war, und eben so auch nach Kranzens Berichte in der grösten Freiheit und in der reinsten Unschuld leben, werden sich gewiß die Sonne vorzüglich als ein wohlthätiges, liebevolles Wesen vorstellen, obgleich der Einfluß derselben auf ihre ungeheuren Eisgebirge zugleich auch den Begriff der Allmacht dabei unumgänglich nothwendig macht. Denkt man sich im Gegentheil einen Morgenländer; so wird man diesen Satz schon wieder umkehren müssen. Bei ihnen ist die Regierungsform durchaus despotisch. Die Gesetze sind willkührliche Befehle, und ihre Be-

schützer unumschränkte Herren und stolze Starrköpfe. Der König von Pegu nennt sich einen Bruder der Sonne, und einen nahen Verwandten aller Götter des Himmels und der Erde. Der König von Siam wird beinahe für heilig gehalten. Man wagt es nicht einmal, seinen Namen zu nennen, und selbst wenn man ihn ermorden will, darf das doch nur auf eine prächtige Art geschehen, indem man ihn nämlich mit scharlachnen Tüchern erstickt, oder mit Keulen von dem seltensten und wohlriechendsten Holze erschlägt. Die Verbrecher in Persien danken sogar ihrem Könige, daß er von seiner Höhe herab sie der Aufmerksamkeit gewürdigt, und Befehl gegeben habe, ihnen ein halb hundert Streiche anzumessen. Nothwendig also muß durch diese Regierungsform die Nation in einer ewigen Sklaverei erhalten werden, ihre Begriffe von Macht und Gewalt müssen ausserordentlich groß und lebhaft seyn, und diese Begriffe werden dann auch nachher natürlicher Weise auf die Gottheit übergetragen. Offenbar aber war dieses von jeher für wahre moralische Güte des Herzens und Lebens im Oriente äusserst nachtheilig. Der Stifter des Christenthums predigte also auch aus dieser weisen Absicht den Gott der Liebe bei jeder Gelegenheit mit besonderm Nachdruck, und selbst Muhamed, so erhaben auch seine Schilderungen von der

Macht Gottes sind, fängt doch aus eben diesem Grunde jede Sure seines Korans mit den Worten an: Im Namen Gottes, des allerbarmherzigsten Erbarmers.

Und dies nun angewandt auf die Sonne! Welch einen erhabnen Begriff von Macht konnte man nicht im Morgenlande mit ihr vereinigen! Wenn man sah, wie sie so oft die Naphtagruben, besonders am kaspischen Meere, entzündete, und dadurch Dampf und Schrecken weit umher verbreitete — wie sie durch die Allgewalt ihrer Hitze die bezauberndsten Fluren versengte, und die lachendsten Fruchtbäume zum traurigen Verdorren zwang — wie sie dem Wandrer alle seine Kräfte gleichsam aussog, und nur die Nacht ihm größtentheils zur Reise noch übrig ließ — wie sie die weitläufigsten Distrikte in ewige Sandwüsten verwandelte, und fast jeden Wasserquell, der sonst dem müden Pilgrimme Kühlung und Labsal sprudelte, mit unerbittlicher Strenge austrocknete — wie so mancher Reisende das Blau der Ferne für Wasser hielt, ganze Tagereisen hindurch sich ihm entgegenquälte, und dann am Ende sich doch durch das Blau des brennenden Sandes getäuscht fand — wie oft er dadurch genöthigt wurde, seine Kameele zu schlachten, um durch das Wasser, welches ihr zweiter Magen aufbehält, den schmerzhaftsten Tod

von sich abzuwähren — Muste nicht das alles bei abergläubischen und ungebildeten Völkern die tiefste, demüthigste Verehrung für jenes glänzende Wesen erzeugen? Mußt' es nicht ihre Begriffe von der Allmacht der Sonne recht anschaulich und schreckenvoll machen, und sie ganz mit ihrem innigsten Gefühle verweben?

Wozu aber eine so allgewaltige Gottheit, wenn sie nicht schaffen kann? — Auch hier wußten die Sonnenverehrer sich zu helfen. Wie viele Insekten werden nicht durch die Wärme der Sonne hervorgebracht! Und im Morgenlande, wo diese Wärme so äusserst drückend ist — wie zahllos ist nicht da die Menge dieser Insekten! In welchen Heeren ziehen sie nicht oft daher, und verdunkeln den Glanz ihrer scheinbaren Schöpferin! — Das Krokodil — welch ein fürchterliches Thier! Und doch scharrt es seine Eier am Nil und Ganges in den Sand, und überläßt der Sonne die weitere Ausbildung seiner Jungen. Eben so der Strauß, die Schildkröten und alle eierlegende Wasserthiere. Ja! in Egypten trug man sich sogar mit dem Märchen herum, daß die Menschen mit Hülfe der Sonne aus dem Schlamme entstanden wären, welchen der Nil bei seiner jährlichen Ueberschwemmung auf jenen ebenen Fluren zurückläßt. Und waren denn diese Beweise für die schöpfe-

rische Kraft der Sonne nicht scheinbar genug, den Glauben an dieselbe zu gründen, und fast ganz unerschütterlich zu machen?

Ferner bemerkt schon Aristoteles, daß alle Nationen von jeher ihre Götter in der Höhe gesucht hätten. Und ist nicht eben dies auch noch jetzt die Denkart des großen Haufens unter den Christen? Heben nicht auch diese ihre Augen und Hände empor bei ihren Gebeten zu Gott? Und wenn nun also jene sinnliche Völker nach der ganzen Verfassung ihrer Natur die Gottheit nothwendig sichtbar haben musten — was hätten sie denn in der Höhe, ausser der Sonne, wohl schöneres zu ihrer Gottheit wählen können? Ja! wenn es wahr wäre, was sogar Melanchthon vermuthete, daß sie ehemals der Erde nicht ganz so nahe gewesen sei, als jetzt; so könnte auch dieses schon wieder etwas zu ihrer Vergötterung beigetragen haben. Denn solche Völker nehmen auch selbst den geringsten Umstand zu Hülfe, wenn sie ihr Religionssystem dadurch, wär' es auch nur dem Scheine nach, bestätigen können. Indessen weiß ich sehr wohl, daß gegen diese Vermuthung sich vieles einwenden lasse. Auf der andern Seite aber erinnere ich mich auch, daß ich irgendwo gelesen habe, der Arktur, ein Fixstern erster Größe, welcher sich im Schooße des Böotes befindet, und gegen Westen ein

wenig in der Tiefe glänzt, habe seine Lage gegen die Erde, wie man aus den Berichten älterer Astronomen schliessen könne, sehr verändert. Und wäre das — warum sollt' es denn in Ansehung der Sonne nicht möglich seyn? Wenigstens ist es wahrscheinlich, daß ganze Sonnensysteme eben sowohl ihre Bahn durchs Unermeßliche zu laufen haben, als die Planeten um die Sonne, nur daß ihr Lauf unmerklich ist, und Jahrtausende bedarf. Woher sonst die Entdeckungen neuer Fixsterne? Und woher die Erfahrungen, daß Fixsterne, welche lange sichtbar waren, wieder verschwunden sind? Die grösten Sternkundige, z. B. Hevelius, Kassini, Maraldi und andere versichern ja, daß keine einzige Konstellation zu finden sei, welche in einem Jahrhunderte nicht ihre Veränderungen leiden sollte. — Doch es ist Zeit, den eigentlichen Zweck meiner Abhandlung wieder ins Auge zu fassen.

Ich erinnere also ausserdem auch noch, daß Pythagoras, Aristarch von Samos, und einige andere Philosophen des Alterthums der Meinung waren, die Sonne befinde sich gerade im Mittelpunkte des Universums, wie es denn hernach auch Kopernikus mit unumstößlichen Gründen zu beweisen wußte. Der römische König Numa erbaute deswegen auch einen runden Tempel, und hieng in der Mitte desselben

das

das Symbol der Sonne, das ewige Feuer, auf. Und nahm man dieses nun zusammen; so ließ sich daraus eine neue göttliche Eigenschaft der Sonne herleiten.

Was nämlich im Mittelpunkte des Universums und in einer so erstaunlichen Höhe ist, das muß nothwendig alles übersehen können — es muß allwissend seyn, obgleich der scheinbare Lauf der Sonne es nicht einmal nöthig machte, sie in den Mittelpunkt des Universums zu versetzen, um ihr dieses göttliche Prädikat beizulegen. Denkt man aber auch noch ihre alleserwärmende, allesdurchdringende Kraft hinzu; so hat man auch ihre Allgegenwart.

Der Begriff der Ewigkeit der Sonne lag schon in ihrer runden Figur, welche bei den Morgenländern in ihrer hieroglyphischen Schriftform ein Sinnbild der Ewigkeit war, weil nämlich ein Zirkel weder Anfang noch Ende hat. Eben deswegen wird ihr zu Ehren auch vorzüglich bei der Stadt Baku in der persischen Provinz Schirvan am kaspischen Meere, mit Hülfe der Naphta ein ewiges Feuer unterhalten, welches die Nachkommen der alten Guebern oder Parsen noch jetzt verehren. Denn dieser Feuerdienst scheint mir wenigstens Abkömmling des Sonnendienstes zu seyn, wie es auch schon die Meinung des

Präsidenten von Brosses war, *) obgleich Hißmann dieser Meinung widerspricht. Die Sonne machte ohne Zweifel mehr Eindruck auf jene Völker der Urwelt, als das Feuer. Nachher aber wurde das Feuer, wegen der Aehnlichkeit seiner Eigenschaften mit dem Sonnenfeuer, zum Symbol der Sonne gemacht, zumal, da die Sonne nicht allemal sichtbar war. Und wie es nun oft geschieht; so geschah es auch hier — man verlor das Symbolische aus den Augen, und schuf das Feuer an sich selbst zu einem Gegenstande der Verehrung um. Auf die Art also ward man so sehr an den Begriff von der Heiligkeit des Feuers gewöhnt, daß nachher auch diejenigen, welche weder Feuer noch Sonne verehrten, es zur Ehre der wahren, höchsten Gottheit in ihren Tempeln unterhielten. (S. z. B. 3 B. Mos. 6, 13.)

Was nun aber die Heiligkeit der Sonne selbst betrift; so konnte man auch diese göttliche Eigenschaft leicht in sie hineindenken. Sie ist nämlich Quell des Lichts, und das Licht ist in allen alten Sprachen metaphorisch für intellektuelle und moralische Güte genommen worden, so wie Finsterniß im Gegentheil

---

*) S. dessen Werk: Ueber Sprache und Schrift, übersetzt aus dem Französischen von Hißmann. Th. I. S. 133 ꝛc. (Leipz. 1777. 2 Thle. 8.)

Irrthum, Aberglauben, Unwissenheit, Boßheit und dgl. andeutete. Im Lichte wandeln, des Lichts Kinder seyn, Werke der Finsterniß üben u. s. w., das alles sind sogar für Christen gar sehr bekannte Redensarten. Aber nirgends kommt diese Metapher häufiger vor, als in dem Religionssysteme der Parsen.*) Da zielt alles auf Lichtähnlichkeit, Lichtnatur der Seele, auf Lichtwerdung der ganzen Schöpfung, auf immer schnelleres Fortrücken der Menschen zum großen Lichtquell durch Reinigkeit des Gedankens, des Worts und der That. Und nimmt man dazu noch dieses, daß man von jeher die reinsten Geister ins Feuer versetzte — daß man vielleicht auch eben deswegen die Feuerprobe verordnete, um die Schuldigen von den Unschuldigen zu unterscheiden — daß man sogar noch jetzt hie und da das Feuer für ein Mittel der Seelenläuterung nach dem Tode erklärt; so wird man leicht begreifen können, wie es möglich war, dem Sonnenfeuer, dem Lichtquelle selbst, die größte Heiligkeit zuzuschreiben.

*) S. Zend=Avesta. Zoroasters lebendiges Wort, worin die Lehren und Meinungen dieses Gesetzgebers von Gott, Welt, Natur, Menschen, ingleichen die Ceremonien des heiligen Dienstes der Parsen u. s. f. aufbehalten sind. (A. d. F. von J. F. Kleuker) Riga 1776 ꝛc. 4.

Ja, sogar die Unermeßlichkeit der Sonne wurde von den Persern, den Celten und einigen andern Nationen anerkannt. Sie wollten ihr schlechterdings keinen Tempel erbauen. „Der ganze Weltraum, sagten sie, ist kaum groß genug zu einem Tempel für sie, und es ist Unverstand, ihr ein kleines Haus zu bauen, wo sie verehrt werden soll. Im Tempel der Natur wollen wir sie anbeten, und nirgends anders."

War es auf die Art ein Wunder, daß die Sonnenverehrung schon in den frühesten Zeiten der Vorwelt ihren Anfang nahm? Wenigstens findet man in den ältesten Schriften, ich meyne die Schriften Mosis, wozu wahrscheinlich auch das Buch Hiobs gehört, schon Erwähnung davon. Man lese nur z. B. 5 B. Mos. 4, 19. und Hiob 31, 26. 27. Bei der letztern Stelle erinnere ich nur, daß die alten Völker es in der Gewohnheit hatten, dem Gegenstande ihrer Verehrung ein Küßchen zuzuwerfen, wie es noch jetzt zuweilen im Scherze geschieht. Dies läßt sich allenfalls auch aus der Stelle beim Hosea (Kap. 13. v. 2.) schliessen, wo vom Küssen der Kälber die Rede ist. Denn so roh und geschmacklos man damals auch immer seyn mochte; so läßt sich doch kaum glauben, daß man so gar wenig Delikatesse gehabt habe, bis zu dergleichen unmodischen Küssen sich zu verir=

ren. Die Erinnerung an jene Gewohnheit aber giebt darin offenbar hinlänglichen Aufschluß.

Man kann sich leicht vorstellen, wie tief diese Art der Abgötterei schon eingewurzelt seyn muste, da man nachher sogar aus den sonderbarsten und ungereimtesten Gründen ihren Werth zu behaupten suchte. Und dies ist ja, wie bekannt, die Verfahrungsart aller Zeiten gewesen, wo man bemüht war, dem Aberglauben das Gepräge der wahren Religion und Kleinigkeiten das Gepräge der Wichtigkeit aufzudrücken. So giebt z. B. Aelian in seiner Thiergeschichte vor, daß der Elephant allemal vor der aufgehenden Sonne niederkniee, und anbete. Und daraus zieht er den ganz natürlichen Schluß her, daß der Mensch sich darin von dem Elephanten nicht beschämen lassen dürfe.

Sollte mans aber wohl glauben, daß selbst die Christen der ersten Jahrhunderte sich noch nicht von der herrschenden Gewohnheit losreissen konnten, beim Gebet ihr Gesicht gegen Sonnenaufgang, wie die Türken gegen Mekka zu richten? Und doch erzählen es uns Tertullian, Klemens von Rom, Augustin, Origenes, Damascen und andere Kirchenväter mit der sonderbarsten Treuherzigkeit, ohne auch nur im geringsten etwas dagegen zu erinnern. Die beiden letztern geben dazu noch vor, die Apostel

selbst hätten diesen Gebrauch eingeführt. Und — darf ichs sagen? — noch in den Zeiten der Aufklärung hat man ja noch Reste davon. Woher sonst der Eifer, womit man noch jetzt in den Kirchen, trotz aller Unbequemlichkeit, welche nicht selten daraus erwächst, die Altäre gegen Sonnenaufgang anzubringen, und auch den Leichen in den Gräbern eine solche Lage zu geben sucht, daß sie am Tage der Auferstehung gleich ihr Gesicht gegen Morgen gerichtet haben? Es giebt überhaupt noch viele Gebräuche and Formalitäten von der Art unter uns, deren Ursprung, ohne daß man daran denkt, sich aus lange verflossenen Jahrhunderten herschreibt.

Und nun noch etwas von einigen Benennungen der Sonne! —

Der ursprüngliche Name derselben, von welchem sich viele andere ableiten lassen, scheint im Orient El oder Hel gewesen zu seyn, welches die Stärke, die Macht anzeigt, und nachher bei den Hebräern der Name des wahren Gottes wurde. Die Griechen aber machten daraus ihr Helios, die Sonne, welches in der niederbrittannischen Sprache ebenfalls aufgenommen, und nach der dasigen Mundart inHeaul verwandelt wurde. Daher nun also Heliopolis, die Sonnenstadt, und das syrische Heliogabal, die schöpferische Sonne! Dazu wurde vielleicht nachher

von den Chaldäern, Phöniziern und andern ein B hinzugesetzt. So entstand mithin Bel, Belus, Baal, welches ebenfalls so viel hieß als Herr und Gott. Dieses ist nun wahrscheinlicherweise wieder das Stammwort von dem römischen (Sonnengott) Apollo: denn A-Belen ist der Göttliche. So wie aber noch jetzt die Gottheit sehr oft durch einen Nebenbegriff, wie z. B. die mächtige, gütige, allgegenwärtige ꝛc. charakterisirt wird, so geschah es auch ehedem in Ansehung der Sonne. Man setzte noch charakteristische Bestimmungen zu dem Worte Baal hinzu. Daher entsprang in Phönizien der Ausdruck: Baal Samen, (hebr. Schamajim) der Gott des Himmels — ferner Baal Peor, *) das heißt, der Gott, welcher vorzüglich auf dem Berge Peor angebetet wird, oder da gleichsam seine Wohnung aufgeschlagen hat. In der phönizischen Stadt Ekron namentlich hieß die Sonne auch Baal Sebub, der Gott der Fliegen, **) welches in den Schriften der Apostel Jesu entweder verächtlicher Weise auf den Oberſten der Teufel übergetragen wird, oder ein Fehler der Abschreiber ist für Baal *Sebul*, Herr des Mistes. Daß Babel oder Babylon ebenfalls von diesem Worte

*) 4 B. Mos. 23, 28. 25, 3. 4.

**) 2 B. d. Kön. 1, 2.

herrühre, und, wie Heliopolis, die Sonnenstadt anzeige, ist bekannt.

Die alten Deutschen, unsere Vorfahren, welche, wie Cäsar in seinen Büchern über den gallischen Krieg versichert, mit vielen andern Völkern keine Götter annahmen, ausser denen, die sie sehen, und deren Einfluß sie empfinden konnten, nannten dieses Gestirn Son, und daher enstand also das lateinische Sol, das moskowitische Solnze u. s. w. Jährlich pflegten sie ein großes Fest zur Ehre der zurückkehrenden Sonne zu feiern, und wenn sie sonst überhaupt eben keine Feinde von illuminirten Köpfen waren, so durften sie doch an diesem Feste mit Fug und Recht sich einmal vollkommen berauschen.

Die Aegyptier verehrten die Sonne, in so fern sie wohlthätig war, unter dem Namen O-siris, der König, woher auch das französische Sire entstanden ist: in so fern sie hingegen grausam war, hieß sie bei ihnen Typhon. Eigentlich soll Osiris ein wirklicher König in Aegypten gewesen seyn, welcher sich um dieses Land durch eine sehr weise Gesetzgebung, und vorzüglich auch durch die Aufnahme des Ackerbau's verdient gemacht hatte. Sein Bruder Typhon aber ermordete ihn. Man verehrte ihn nachher in der Gestalt der wohlthätigen Sonne, und weil man nicht glauben konnte, daß Grausamkeit einem

so guten Könige möglich sei, nahm man seinen Bruder mit dazu, und legte mithin diesem allein die fürchterlichen Verheerungen bei, welche die Sonne zuweilen anrichtet.

Wahrscheinlicher Weise ward unter dem Namen Milcum, Melech, Moloch (König), auch von den Ammonitern die Sonne verehrt. Denn ihr zu Ehren gieng man durchs Feuer, das Sinnbild der Sonne, *) und zuweilen verbrannte man ihr auch Menschen, **) wie die Tyrier und Karthaginienser dem Saturn. Die Zusätze Adra-Melech und Ana-Melech zeigen nichts anders, als einen mächtigen, reichen König an, und sind also nur wieder Merkmale einer und eben derselbigen Gottheit. —

Nirgends aber gehen die alten Schriftsteller mehr voneinander ab, als in Ansehung des Sonnendienstes der Perser. Justin sagt, sie erkennten keinen andern Gott, als die Sonne. Strabo giebt vor, daß bei ihnen die Sonne unter dem Worte Mithras, die Erhabne, verstanden werde. Hesichius versichert, Mithras sei bei ihnen die höchste Gottheit, und Plutarch, sie sei die Mittelgottheit zwischen dem bösen und guten Grundprincipium gewesen. Wem soll

*) S. 1 Buch d. Kön. 11, 5-7. 2 Buch d. Kön. 23, 10. 11.
**) S. 3 Buch Mos. 18, 21. 2 Buch d. Kön. 17, 31.

man nun glauben? Erst nachdem jener muthige Franzose, Anquetil du Perron, im Jahr 1754 den Entschluß gefaßt hat, trotz aller Schwierigkeiten die heiligen Sprachen der Parsen von ihren eignen Gelehrten zu lernen, sind wir mit ihrem Religionssysteme genauer bekannt worden. Ormuzd ist ihre höchste Gottheit. Die ewige Ewigkeit zeugte ihn vor aller Wesen Beginn. Groß ist das Reich seiner Schöpfung, und Geister von verschiednen Ordnungen umgeben seinen Thron. Mithra, der Geist und Herrscher der Sonne oder des Khorschid, ist der erhabenste und glanzreichste in der zwoten Ordnung. Er wird angerufen mit der Sonne, die das sichtbare Bild Ormuzds ist. Von Morgen bis Mittag bittet der Parse, daß sein Glanz erhöht werden möchte, wie der Sonne Glanz, und gegen Abend wünscht er im Gebet, seinen Lauf zu vollenden, wie sie, die Lichtkönigin des Himmels. Die Opfer, welche sie ehemals ihr darbrachten, bestanden, wie Ovid erzählt, nach Art der Armenier, Scythen und Massageten in Pferden. Der Grund davon soll die Meinung gewesen seyn, daß eine Gottheit, die so leicht und so schnell sich bewege, wie die Sonne, an Pferden nothwendig ihren grösten Wohlgefallen haben müsse.

Und hier bleib' ich nun stehen, um noch einmal jene Zeiten und Völker mit einem Blicke zu über=

schauen. Ich finde, daß man durchgängig gleichsam das Bedürfniß gefühlt habe, eine Gottheit zu erkennen und anzubeten. Aber, wie bald, wie leicht, wie oft verirrte man sich nicht, indem man dieses Bedürfniß befriedigen wollte! In aller Herzensunschuld kniete man nieder vor der sichtbaren Natur, und ahndete kaum den unsichtbaren Geist, der in ihr daherweht. Ja! wenn mans glauben dürfte, daß höhere Engel zuweilen herniedersähen zu uns Kindern des Staubes; so hätte ohne Zweifel für sie der Anblick einer solchen knieenden Menge ein rührender, mitleidswürdiger Anblick werden müssen. Aber wie erstaunt man nicht nun über den Fortgang der menschlichen Vernunft, wenn man von da auf unsere Zeiten zurücksieht! Und was mußte nicht das für ein Mann seyn, der dieser Vernunft gleichsam den ersten Stoß gab — ihr die ungewohnte Laufbahn durch den weiten Bezirk beseligender Wahrheit eröffnete — sich losriß von den Fesseln der Sinnlichkeit — mit dem Wahrscheinlichen nicht zufrieden war, sondern Gewißheit haben wollte — den verjährten Aberglauben vor den Augen der staunenden Nation voll Weißheit und Heldenmuth bekämpfte — die Altäre der Götzen durch die bloße Macht seiner andringenden Beredsamkeit zu Boden riß — die rostigen Fesseln jener knechtischen Anhänglichkeit ans Aeussere

der Gottesverehrung zerbrach — den Himmel mit allen seinen glanzvollen Welten nur für den Thron, die Erde für den Fußschemel des Höchsten erklärte — und — diesen Höchsten selbst in seiner Vorstellung von ihm gleichsam Zepter und Krone und alles, was furchtbar königlich ist, niederlegen ließ, um ihm das sanfte Gängelband in die Hand zu geben, woran er die Menschen, seine Kinder, leitet? Ja! was muste nicht das für ein Mann seyn, der sogar bei allen diesen Verdiensten noch immer mit stiller Freudigkeit den Dornenpfad wandelte, den ein fühlloses, verhärtetes, undankbares Volk ihm anwieß, und noch am Ende dieses Dornenpfades selbst den blutigsten Tod verachtete, um dem großen, rührenden Gedanken: „Gott ist die Liebe! Die ihn verehren wollen, müssen ihn voll ernstes Nachdenkens und tiefer Empfindung verehren,“ den glänzendsten Sieg zu verleihen?—

Man denke sich jene Zeiten — denke sich den ganzen bewohnten Erdkreis — denke sich Millionen und Billionen Menschen in Irrthum und Laster versunken, und dann — diesen Mann allein — allein umstralt vom Lichtglanze der Wahrheit, und rein, wie ein Seraph Gottes — man denke sich das, und — horche, ob nicht besondere Götterkraft aus ihm athme! — O! meine Seele bebt vor Entzückung! — Der Mann hieß — Christus!! —

## 9.

# Etwas
### über den
# Genius unsers Zeitalters.

Manche Zeitperiode in der Geschichte der Welt und der Menschheit ist äusserst merkwürdig gewesen. Manches Genie, mancher Held, mancher Reformator der Religion und des Staatensystems hat Epoche gemacht. Aber kein einziges Zeitalter hat, wie mir deucht, so sehr sich ausgezeichnet, als das gegenwärtige.

Wenn ist je das Licht mit der Finsterniß, die Wahrheit mit dem Irrthume, die gesunde Vernunft mit dem Aberglauben und Unglauben in einen so hartnäckigen Kampf verwickelt worden, als in unsern Tagen? Und wenn haben jemals selbst die niedrigen Stände des Volks an diesem Kampfe so viel Antheil genommen, als jetzt? War ehedem die Aufklärung in den engern Kreis von einzelnen Personen eingeschränkt — hatte man ehedem zwischen der Kultur und der bürgerlichen Welt eine gewisse Grenzlinie gezogen, die nur von einem besondern Stande überschritten werden konnte — weihten ehedem die indischen Gymnosophisten, die Magier bei den Per-

sern und die Priester der Egyptier &c. nur ihre verschiedene Günstlinge in den Mysterien der Wissenschaft ein, um auf Barbarei und Vorurtheil ihren despotischen Stolz zu gründen; so bemüht man sich in unsern Zeiten hingegen, den Gesichtskreis des Volksverstandes immer mehr zu erweitern, und jeden einzelnen Menschen, dessen Geist nach Nahrung schmachtet, aus jenen ungerechten Schranken herauszureissen. Man sucht nicht mehr absichtlicher Weise das Talent, welches manchem von der guten Mutter Natur gegeben ist, ganz roh und ungeprägt zu lassen; und schon haben wirklich einzelne Wissenschaften angefangen, sogar in der Hütte manches Landmanns ihren erheiternden Schimmer zu verbreiten. Da, wo sonst nur ehrwürdigbestaubte Postillen zu finden waren, nimmt jetzt nicht selten auch ein profanes Schriftchen furchtsam seinen Platz neben ihnen ein. Kurz! von allen Seiten predigt man Aufklärung, und der staunende Pöbel horcht, und glaubt, die Welt habe sich anderswo hingedreht.

Es läßt sich auf keine Weise leugnen, daß der Bürger des Staats sehr viel dadurch gewonnen habe. Die Gesetze sind vernünftiger; die Strafen gelinder; die Kriege weniger grausam; der Friede ist dauerhafter; der Despotismus eingeschränkter; die Industrie allgemeiner; die Toleranz beliebter. Es ist mehr Ei-

fer und Aufmunterung vorhanden, nutzbar zu werden; die Fürsten selbst und ihre Vortheile sind näher mit dem Volke und dessen Vortheilen verbunden; die Sitten sind im Ganzen genommen milder, die Empfindungen edler, die Handlungen menschlicher. Dennoch aber ist noch lange nicht alles bewirkt, was bewirkt werden sollte: vielmehr hat die Aufklärung in unserm Zeitalter eine Richtung genommen, die ihr den völligen Sieg über Thorheit und Vorurtheil noch einige Jahrzehende hindurch streitig machen dürfte, und der glückliche Erfolg also, den sie für den Bürger des Staats gehabt hat, ist für ihn, als Mensch und als Christ betrachtet, noch eben nicht sonderlich erfreulich gewesen.

Helden reden die Sprache der Empfindelei, Theologen suchen den Stein der Weisen, Volkslehrer verkündigen den Magnetismus, Kraftgenie's schwören zur Fahne des Unglaubens, und Gelehrte lassen sich in mystische Religionsgesellschaften ein. Woher diese auffallenden Sonderbarkeiten? Wie reimen sie sich zusammen mit dem glänzenden Titel der Philosophie, womit man unser Jahrhundert stempelt? —

Die Frage ist wichtig. — Sie kann uns die schönsten Aufschlüsse über den Genius unsers Zeitalters geben, wenn sie hinreichend beantwortet wird. Ich will also wenigstens den Versuch machen, ob

ich etwas zur Beantwortung derselben beitragen kann.

Von jeher ist der menschliche Verstand einer immer fortwährenden Revolution unterworfen gewesen. Von jeher hat er sich auf irgend eine Art, in irgend einem Grade zu entwickeln gesucht, und sowohl die Art als der Grad dieser Entwicklung hieng jederzeit von anderweitigen Umständen und Verhältnissen ab. Bald wurde diese, bald jene Seelenkraft vorzüglich aufgeregt, bald dieser bald jener Gegenstand der Kunst oder Wissenschaft zum Lieblingsgegenstande der Untersuchung und Bearbeitung gemacht, und eben diese Verschiedenheit gab nachher ganzen Nationen einen Anstrich, der entweder so oder anders beschaffen war. Fanden sich auch wohl einmal Zeitpunkte, wo der menschliche Verstand gleichsam zu ruhen schien; so war doch selbst diese Ruhe nur Vorbereitung zu neuer Thätigkeit. Mochte dabei immerhin diese Thätigkeit zuweilen auch fehlerhaft seyn — sie schmeichelte wenigstens der Seele, und das war genug, sie in Gang und Ansehen zu erhalten.

Die Geschichte bestätigt dieses auf allen Seiten. Sogar jene Völker, denen wir mit stolzer Selbstzufriedenheit den Namen der wilden, der barbarischen aufzudringen pflegen, haben ihre Künste und Wissenschaften, und der ganze Unterschied zwischen ihnen

und

und zwischen civilisirten Völkern liegt darin, daß dort die Künste und Wissenschaften sich durchgängig auf einfache Naturbedürfnisse oder auf Nationalvorurtheile beziehen, da man hier hingegen ihre Grenzen ungleich mehr erweitert hat.

Wie oft hatte nicht der Kapitain Cook Gelegenheit, den Geist der Bewohner Neuseelands, des Nootkasunds, u. s. w. zu bewundern! Und doch würdigten sie die europäischen Kunstwerke und Produkte kaum eines Anblicks, weil sie ihrer nicht zu bedürfen glaubten. Sie versammelten sich freilich manchmal um den bekannten Omai herum, welchen sie sehr liebten; sie hörten aber seine Erzählungen nur als Leute an, die davon nichts verstünden, und denen auch nichts daran gelegen wäre, sie zu verstehen *). Nur dann, wenn man ihnen Eisen, rothe Federn und dergleichen vorzeigte, lebten sie gleichsam wieder auf. Diese Dinge hatten bei ihnen einen Werth, und diese also suchten sie, es sei nun auf erlaubte oder unerlaubte Art, an sich zu ziehen. Gesetzt nun aber, ihre Bedürfnisse wären vermehrt, vermannichfaltigt worden — ihre Leidenschaften und Vorurtheile hätten eine verschiedenere Richtung be-

*) S. z. B. Jakob Cooks dritte und letzte Reise. (Nürnberg und Leipzig 1786. 8.) Bd. I. S. 68. Bd. II. S. 120 ꝛc.

kommen; so würde ohne Zweifel auch ihre Gleichgültigkeit gegen andere Gegenstände weggefallen seyn, und ihr Verstand wäre nicht mehr so einseitig geblieben. Die Metamorphose, welche auf die Art mit ihrem natürlichen und bürgerlichen Zustande vorgegangen wäre, würde bald den Geist des Volks geweckt haben aus dem Schlummer, in welchem er so wohl sich fühlte, weil er den Zustand des Wachens nicht kannte und nicht zu schätzen wußte.

Im Grunde bedarf dieser Satz nicht des geringsten Beweises. Wer die Natur der menschlichen Seele und ihre auffallende Abhänglichkeit von äussern Umständen und Verhältnissen nur einigermaßen beobachtet hat, wird ihn schon ohne Beweiß für gültig erklären. Indessen will ich doch zum Ueberflusse an die Hochachtung erinnern, welche diese Völker nachher für das Eisen hatten. Zuvor war ihnen der Gebrauch und der Nutzen desselben noch unbekannt; sobald sie aber durch europäische Seefahrer damit bekannt geworden waren, entstand schon dadurch allein eine allgemeine Gährung unter ihnen. Mit unbeschreiblicher Gierigkeit haschten sie nach diesem Metalle. Sie machten es sogar zu einem der wesentlichsten Bestandtheile ihres Putzes. Sie wurden deshalb in einem gewissen Grade betriebsam, sannen unaufhörlich auf Mittel, wie sie zum Besitz eiserner

Werkzeuge oder Zierrathen gelangen könnten, und weil ausserdem noch die allgemeine Vorliebe für dieses Metall, und mithin zugleich auch der Ehrgeitz dazu kam, hinter andern nicht zurückzubleiben; so war es gewissermaßen schon Bedürfniß geworden. Nachher schloß Cook allemal, daß auf den Inseln, wo sich Eisen befand, schon andere Europäer vor ihm müsten angelandet seyn. Hätten sich nun also neben dem Eisen noch eine Menge anderer Dinge jenen Völkern nothwendig zu machen gewußt; so wäre die Ausbildung ihres Verstandes in einem verhältnißmäßigen Grade die unausbleibliche Folge davon gewesen.

Aber die Absicht dieser Einleitung? — wird sich nun von selbst kennbar machen, wenn ich auf unsere Zeiten Rücksicht nehme.

Man frage den Greis, frage den sogenannten Mann aus der alten Welt, und erstaune über seine Erzählungen aus der Vorzeit! Nach diesen Erzählungen, welche freilich oft aus Misvergnügen über die Gegenwart partheiisch werden, aber denn doch im Ganzen genommen sich auf Wahrheit gründen, muß die Lage der Menschheit damals in vielen Stücken ganz anders beschaffen gewesen seyn, als sie jetzt ist.

Durch den beförderten Flor der Handlung, durch

das gegenseitige Verkehr der Nationen unter einander, durch neue Entdeckungen, durch allgemeinere Bevölkerung, und durch viele andere Umstände ist unsern Bedürfnissen eine so unübersehbare Mannichfaltigkeit mitgetheilt worden, daß man in den vorigen Zeiten nicht halb so viel davon wissen konnte. Und diese vermannichfaltigten Bedürfnisse hatten natürlicher Weise wieder andere Gefährten. Von ihnen schreiben sich jene auffallende Aenderungen in der Lebensart, jene unendliche Verschiedenheiten des Interesse, jene fast übertriebene Verfeinerung in den Sitten des gesellschaftlichen Lebens, jenes unaufhörliche Raffinement über neue Moden, neue Lebensmittel, neue Nahrungszweige rc. her *). Und eben

*) In Rücksicht auf die Vermehrung der Nahrungszweige setze ich hier noch hinzu, daß gerade da, wo die Bedürfnisse wegen der Volksmenge, des Luxus u. s. w. am mannichfaltigsten sind, selbst die thörichsten Einfälle dazu Veranlassung geben müssen, und daß mancher einzelne Mensch blos einem solchen Einfalle, welcher von einem vergnügensüchtigen Volke beklatscht wird, sein ganzes irrdisches Glück zu verdanken hat. So erzählt z. B. Hume im dritten Theile seiner vermischten Schriften die Anekdote, daß während jener Raserei des Missisippihandels in Paris, ein kleiner bucklichter Mann alle Tage nach der Ruë de Quinquempoix, wo die Aktienhändler sich in Menge

hierin find' ich den ersten und wesentlichsten Stoß, den der Geist unsers Zeitalters zur Aufklärung bekommen hat. Es war nicht anders möglich, unsere Begriffe musten um desto mehr erweitert werden, je größer die Anzahl von Gegenständen war, deren Verhältniß gegen unsern veränderten Zustand im bürgerlichen Leben eingesehen werden konnte, und da, wo dieser Zustand noch nicht sonderlich verändert worden ist — wo man noch eine einförmigere Lebensart und weniger erkünstelte Begierden hat, wie z. B. unter den Landleuten, welche von größern Städten entfernt sind, findet man deswegen auch jene Aufklärung noch weit zurückgesetzt. Aber ob man hier bis

versammelten, hingegangen sei, und nach und nach eine beträchtliche Summe Geldes verdient habe, weil er ihnen erlaubte, sich seines Buckels als eines Schreibepultes zu bedienen, wo sie ihre Kontrakte aufzeichnen konnten. Und eben so hatte noch vor nicht gar langer Zeit in eben dieser Stadt jemand den Einfall, an einem öffentlichen Orte eine Waage aufzuhängen, wo sich fast jeder junge Herr nebst seiner Doris für Geld wägen ließ. Auch dieser Nahrungszweig war, wenigstens eine gewisse Zeit lang, sehr ergiebig. Und so wird also meine Behauptung offenbar bestätigt, daß vermehrte Bedürfnisse ein solches unaufhörliches Raffinement unvermeidlich nothwendig machen.

jetzt noch sonderlich viel dadurch verloren habe — dies ist eine Frage, welche sich nachher von selbst beantworten wird.

Ich weiß es wohl, manchem wird es sonderbar scheinen, daß ich die Antwort auf diese Frage auch nur im Zweifel lasse. Man ist gewohnt, den Werth der Aufklärung mit helltönender Stimme daherzuposaunen, und jeden, welcher aus guten Gründen sie auch einigermaßen begrenzt sehen möchte, für einen Idioten zu halten. Allein ich möchte nur fragen, ob man auch mit der Lage und Beschaffenheit unserer neuern Aufklärung hinreichend bekannt sei, um über den Werth derselben urtheilen zu können, und ob man auch zwischen wahrer und falscher Aufklärung einen Unterschied zu machen wisse? Gern würd' ichs versuchen, diesen Unterschied genauer zu entwickeln, wenn ich mich dadurch nicht zu weit von meinem nächsten Zweck entfernen würde. So aber hab' ichs nur unternommen, etwas über den Genius unsers Zeitalters zu sagen, und einzelne neuere Geschichtsvorfälle nach den Grundsätzen populärer Philosophie zu erläutern. Indessen wird man doch wenigstens einiges aus dem Folgenden darüber abnehmen können.

Ohne Zweifel müste in einem Zeitalter, welches mit Recht den auszeichnenden Namen des aufgeklär-

ten verdienen sollte, eine erleuchtete Vernunft den Zepter führen. Sie müste jene aufrührerischen Kräfte unserer Seele in stetem Gleichgewicht erhalten, und Sitten, Gewohnheiten, Handlungen und alles, was zu dieser Klasse gehört, in eine weise Ordnung bringen. Sie müste die gangbaren Vorurtheile verdrängen, die herrschenden Leidenschaften in ihre Schranken zurückweisen, und den Illusionen des Gefühls, welches der Etatsrath Sturz in seiner Erklärung über die Physiognomik die Aegide der Schwärmer und Thoren nannte, mit Heldenmuth die Spitze bieten. Allein — man antworte unpartheiisch! — ist dieses geschehen? Ist dieses Glück uns geworden? Keiner wird es behaupten können, ohne sich selbst zu täuschen. Und wenn gleich einzelnen Männern dieser Vorrang nicht abgesprochen werden kann; so waren doch diese allein nicht vermögend, das ganze Zeitalter dahin zu bestimmen. Also nicht etwan erleuchtete Vernunft, sondern vielmehr die Einbildungskraft spielt in der Geschichte der neuern Aufklärung die erste Rolle. —

Denken wir über den Grund davon nach; so kann uns die Sache eben nicht wunderbar scheinen. Aufklärung (vorausgesetzt, sie nimmt keine fehlerhafte Richtung) ist äusserst wünschenswürdig. Das war leicht einzusehen, weil man zu dieser Einsicht

schon vorbereitet war. Mit einem Enthusiasmus also, welcher unter andern Umständen unserm Zeitalter sehr günstig gewesen seyn würde, griff man nun das große Werk an, so, daß in wenigen Jahren schon alles zu Stande gebracht seyn sollte. Und wer weiß es nicht, daß man beim Enthusiasmus für irgend eine gute Sache anfangs gern ins Extrem auszuschweifen pflege? Nur dann erst, wenn man aus Erfahrung die feine Grenzlinie kennen gelernt hat, wodurch sie von der bösen Sache gesondert wird, kehrt man langsam in die bestimmten Schranken zurück. Diese Erfahrung aber kommt bald früher bald später, je nachdem man von den Umständen begünstigt wird. Hindert uns nichts auf unserer Laufbahn, sondern werden wir sogar noch durch die Umstände fortgetrieben; so rennen wir so lange, bis unser Kopf schwindlicht wird, unsere Weißheit und Tugend scheitert, und mithin offenbarer Schaden uns auf unser zweckwidriges Betragen aufmerksam macht.

Gerade dies ist der Fall in unserm gegenwärtigen Zeiltalter gewesen. Man gesteht es ein, daß der Einbildungskraft bei der Aufklärung allerdings ihre Rolle gebühre. Sie ist es, die unser ganzes Nervensystem einem aufgezogenen Saiteninstrumente ähnlich machen soll, welches bei jeder Rührung ertö-

nen kann. Durch sie soll der Aufgeklärte fähig gemacht werden, mit innigem Gefühl in der Natur und unter den Menschen daherzuwandeln, und nicht etwa blos das auffallende Schöne, welches die Seele dahinreißt, sondern auch das unbemerkte, verachtete Schöne aufzusuchen, um sich an dem Anblick desselben zu weiden. Durch sie soll er das Reizende und Gute, das Edle und Große, das Zärtliche und Erhabene in der Natur und Kunst gleichsam mit Wärme umfassen, und im Schwunge der Begeisterung sich oft auch vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Theile zum Ganzen, vom Geschöpf zum Schöpfer erheben, und Ordnung und Regelmäßigkeit in der ganzen lebendigen und leblosen Welt bewunderungsvoll überschauen lernen. Durch sie bewogen, soll er aus dem weiten Gebiete der Künste und Wissenschaften das Interessanteste herauswählen; alles soll sich ihm in einem angenehmen bezaubernden Lichte darstellen; sein Beobachtungsgeist soll in Thätigkeit seyn, ohne durch diese Thätigkeit ermüdet zu werden, und mithin soll seine Aufklärung eben so weit entfernt bleiben von der trocknen und spitzfindigen Gelehrsamkeit der Scholastiker, welche mit Schlüssen aus Barbara und Fapesmo um sich herumwarfen, als von dem tiefsinnigen Untersuchungsgeiste eines Archimedes, der bei der Belagerung von Syrakus über sei-

nen geometrischen Zirkeln sich vergißt, und des feindlichen Soldaten nicht achtet, welcher zu ihm in seine Stube tritt.

Das alles gesteht man ein: aber muste nun deswegen die Einbildungskraft überspannt, und in der Region der Chimären herumgetrieben werden? Muste nun deswegen ihre ohnehin schon große Gewalt ein völlig freies Feld haben, sich über alle Geschäfte der Seele ausbreiten, und in so vielen Fällen der vordringenden Vernunft zurufen: Bis hiehin sollst du kommen und nicht weiter? Und doch geschah es! Die herrschend gewordene Verzärtelung im gesellschaftlichen Leben schien noch nicht hinlänglich zu seyn, dem Charakter unserer Nation den Anstrich förmlicher Schwärmerei zu geben; man muste ihr also auch noch durch die fadesten Liebesgeschichtchen, durch die empfindsamsten Romänchen zu Hülfe kommen. Wie erwünscht, wie angenehm war diese Hülfe! Man gefiel sich selbst in den Helden und Heldinnen der schmachtenden Liebe: und weil zumal der Geist der Mode eine unumschränkte Herrschaft an sich gerissen hatte; so war es kaum möglich, sich mit nutzbarern und solidern Gegenständen der Unterhaltung zu bemengen — man muste (denn die ganze gesellschaftliche Verfassung macht' es nothwendig)

man muſte mit grenzenloſem Eifer nach dergleichen Zeitvertreib haſchen.

Es fehlte deshalb nicht viel; ſo wäre mit unſerm ſogenannten aufgeklärten Zeitalter eine erſchreckliche Metamorphoſe vorgegangen; es wäre in das Zeitalter eines Don Quixote's, eines Molinos, eines Georg Fox, eines Jakob Böhme verwandelt worden. Man hatte ſchon viele Schritte dahin zurückgelegt.

Nur die nervichte Hand der Weiſern im Volke, welche wahre Aufklärung kannten und liebten, hielt noch zuweilen den unbändigen Geiſt der Schwärmer einigermaßen in Schranken zurück. Allein wie wenig waren ſie im Stande, alle Hinderniſſe, welche ſich ihrer edlen Wirkſamkeit entgegenſtemmten, aus dem Wege zu räumen! Wie ſelten konnten ſie es verhüten, daß die Einbildung ihre ſaubern Produkte zur Welt brachte! Faſt alle Tage hörte man von neuen Thorheiten und Verirrungen, wozu der menſchliche Verſtand in unſerm Zeitalter hingeriſſen wurde.

Es iſt wahr, man hat in Künſten und Wiſſenſchaften ſehr viele neue Entdeckungen gemacht. Man hat vieles zu verbeſſern, zu berichtigen, und den Begriffen des Volks näher zu bringen gewußt. Man iſt zurückgekommen von dem Vorurtheile, daß

im Reiche der Wahrheit eben so, wie im Reiche der Politik, ein Recht der Verjährung Statt finde, und daß man jene — die Wahrheit — eben sowohl erben könne, als ein Paar tausend Thaler. Man äussert nicht mehr jene abergläubische Verehrung für alles Alte, wodurch unsere Urgroßväter sich auszuzeichnen pflegten. Man findet in dem Ausspruche des Kanzlers Bako von Verulam: „Das Alterthum sei die Jugend der Welt," wenigstens nicht mehr von allen Seiten betrachtet einen Irrthum. Man sieht es ein, daß die gerühmte Weißheit der Alten oft nur in einem ungeheuren Schwall von Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten, abgesondert von natürlichen Erfahrungen, bestand, und daß sie selbst da, wo sie Wahrheiten lehrten, diese Wahrheiten nicht allemal mit bündigen Beweisen bestätigen konnten. „Durch die Sinne müssen wir zu unserer Erkenntniß gelangen," das sagte schon Aristoteles: aber Locke muste auftreten, um es ausser Zweifel zu setzen. „Es giebt Antipoden," das vermuthete schon Plinius: aber erst durch unsere neuere Seefahrer mußt' es erwiesen werden. Und eben so finden sich noch viele andere Wahrheiten, wovon die Beweise durchgängig neu sind.

Allein ist nun deswegen alles, was neu ist, auch wahr? Verdient nun deswegen alles, was

von dem bisherigen Glauben abgeht, mit beiden Händen aufgefangen zu werden? —

Ich bin vollkommen überzeugt, diese Fragen sind aus der Seele manches Lesers gegriffen. Und wer wagt es, sie zu bejahen, wenn er dem Vorwurf eines partheiischen Urtheils entgehen will? Wer ist so blind, daß er nicht einsehen sollte, man begebe sich aus einer Sklaverei in die andere, indem man die Fesseln des Vorurtheils für's Alte zerbricht, und sich willig den Fesseln des Vorurtheils für's Neue dahingiebt? Aber wie oft ist man nicht in den neuern Zeiten so blind gewesen?

Das Gewöhnliche verliert für Menschen, welche dem Zuge der Einbildungskraft folgen, nur gar zu bald seine Reize. Sie sind zu leichtsinnig, haben zu wenig Stetigkeit des Charakters, als daß sie seiner Gesellschaft nicht auf die geringste Veranlassung entfliehen sollten. Die Wahrheit muß neu seyn, muß auffallen, muß hinreissen, muß allgemeines Staunen erregen, wenn sie unter solchen Menschen Eingang finden soll. Es geht hier also der Wahrheit fast eben so, wie der Schönheit. Erst girren und wimmern sie um ihren Besitz — dann jubeln sie eine Zeitlang in ihrem Genusse — dann erregt das oftmalige Sehen derselben Gleichgültigkeit und Ueberdruß — und — endlich flattern sie, gleich den

Schmetterlingen, von einer buntfarbigen Blume zur andern.

Nur gar zu oft hab' ich Gelegenheit gehabt, diese Behauptung bestätigt zu finden. Gerade diejenigen, welche am wenigsten Untersuchungsgeist haben, spüren nicht selten jede neue Meinung entschiedner Heterodoxen auf, um sie in ihrem konfusen Ideenschatze niederzulegen, und alles, was nur den Namen einer Ungewöhnlichkeit an der Stirne führt, wird von ihnen mit vollkommner Anstrengung ihrer Lungenkraft vertheidigt, wobei denn diejenigen, welche mit stillem Prüfungssinne von der Sache reden, natürlicher Weise von ihnen den Titel kleiner Geister erhalten. Daher also jener Muthwille, womit man so oft in unsern Zeiten über die ehrwürdigsten Gegenstände der Religion und Tugend zu spötteln sucht! Daher jener Aufklärungsstolz, womit man so oft diese Gegenstände blos deswegen verwirft, weil der allgemeine Volksglaube sie ins Heiligthum der Wahrheit aufgenommen hatte! Es ist, so zu sagen, Bedürfniß geworden, sich vom grössern Haufen auszuzeichnen, und — ohne daran zu denken, daß dieses auf andere und bessere Art möglich sei, schlägt man den Weg des Unglaubens dazu ein. Und haben dann zumal die Schriftsteller, welche den Unglauben verkündigen, das Talent einer

blühenden und allgefälligen Beredsamkeit, wie Voltaire und Mirabaud; so labt man sich an ihren künstlichen Sophismen, und macht ihre rednerischen Blendwerke um desto freudiger zu seiner Lieblingslektüre, je mehr Aufsehen sie erregen, und je mehr Vorzüge bei ihnen das Schöngesagte vor dem Richtiggedachten hat *).

Kaum aber sollte man es glauben, daß eben dieses Vorurtheil für's Neue und Seltsame auf der andern Seite auch zum hirnlosesten Aberglauben verleiten könne. Und doch hat es die Geschichte unsers Zeitalters nur gar zu auffallend erwiesen.

Es waren ungewöhnliche Grillen, jede Art von Krankheit mit Hülfe des Mondes zu kuriren — durch sogenannte Desorganisation die Gabe der Weissagung zu bewirken — aus apokalyptischen Berechnungen die fürchterlichsten Erderschütterungen zu prophezeihen — die Todten aus den Hölen der Verwesung zurückzurufen — unfruchtbare Weiber in fruchtbare umzuschaffen rc. rc. oder vielmehr das alles nur vorzugeben. Aber wie viel Zulauf hatte nicht auch der berüchtigte Monddoktor in Berlin! Wie viel Köpfe hat nicht Mesmer in Gesellschaft sei-

*) Ich verweise hiebei meine Leser auf einen treflichen Aufsatz im ersten Theile von Engels Philosophen für die Welt, unter der Rubrik: Die Höle auf Antiparos.

ner Anhänger, eines Marquis de Puysegur, eines Pichlers, Bickers, Wienholds und — Lavaters u. s. w. verrückt! Welche traurige Sensation hat nicht der Superintendent Ziehen in so vielen Gegenden Deutschlands gemacht! Wie wurde nicht Cagliostro in Mietau, Paris, Petersburg und anderwärts verehrt, wenn er von seiner Kenntniß in den Mysterien der Isis und des Anubis, von seinem Weisheitsöle, und seinen Geisterbeschwörungen sprach! Wie eilten nicht dem Charlatan Graham in London insgeheim die kinderlosen Damen mit ihren Cicisbeo's zu! — Das alles war neu. Man hatte es noch nicht untersucht. Man traute der Dreistigkeit im Versichern zu viel. Und daher diese sonderbaren Schwärmereien!

Aber daher allein? — Ich würde irren, wenn ich dieses behaupten wollte. Das Vorurtheil für's Neue ist zwar ausserordentlich mächtig: hätt' es sich indessen nicht mit dem Vorurtheile für's Dunkle und Geheimnißvolle verbunden; so würd' es wohl schwerlich solche Erscheinungen haben hervorbringen können. Und diese Verbindung war unter dem Vorsitze der Einbildungskraft (daß ich mich so ausdrücke) sehr leicht zu realisiren.

Nichts aber scheint mit dem Begriff eines aufgeklärten Zeitalters so sehr im Widerspruch zu stehen,

als

als eben dieses Vorurtheil. Denn in einem solchen Zeitalter müßte man nach hellen und entwickelten, nicht nach dunkeln und geheimnißvollen Ideen geitzen. Und demungeachtet ist der Sprung dahin auch selbst in diesem Zeitalter für den Denker noch nicht sonderlich befremdend. Man weiß es ja, wie unvermerkt helle Begriffe in das Gebiet der Empfindnng rücken, und wie wenig man dann, wenn sie dieses Gebiet schon betreten haben, noch an ihre Entwickelung denkt — wie gern man sie in ihrer Dunkelheit ruhen läßt, um nur der Empfindung nachhängen zu können. Und eben so weiß mans auch, wie sehr der Luxus, die Galanterie, die erkünstelten Nahrungsmittel, die allgemeine Nervenschwäche und viele andere Umstände in unsern Zeiten dazu beitragen musten, jenen Uebergang ins Gebiet der Empfindung zu erleichtern.

Ausserdem ist es bekannt, daß der menschliche Verstand sich zu allem verleiten lasse, wenn man nur die Phantasie in Schwung bringen kann. In diesem Zustande wird alles bis zum Uebernatürlichen verschönert, und allgewaltig ist der Zug, der uns dann zu dieser Schönheit dahinreißt. Man beobachte nur den Wollüstling! Oder wir haben noch nicht einmal nöthig, bis zu ihm uns zu versteigen. Man beobachte also nur einen verliebten Romanheld!

Alles, was die Buhlerin in geheimem Dunkel hält — alles, was sie mit feiner Kunst zu umschleiern sucht, bringt seine Phantasie in Aufruhr, und er fühlt sich seliger unter dem Einflusse ihrer Zaubergewalt, als er sich fühlen würde, wenn seine gröbern Sinne hier ihre offenbare Nahrung fänden.

Der ältere Plinius macht dabei eine schöne Bemerkung, die ich hier unmöglich mit Stillschweigen übergehen kann. Er sagt nämlich, daß die unvollendeten Gemälde oder Statuen großer Meister in ihrer Kunst zu jeder Zeit am meisten bewundert worden wären *). Dies scheint äusserst sonderbar zu seyn, und ist es doch nach der vorhin angegebnen Erfahrung gar nicht. Der Sinn des Gesichts fand, so weit die Gemälde oder Statuen vollendet waren, die schönste Befriedigung. Dadurch also wurde die Phantasie aufgeregt, und diese malte und bildete alsdenn zur Dankbarkeit alles, was noch unvollendet war, so vollkommen aus, daß der Maler oder Bildhauer selbst dieses Ideal unmöglich hätte erreichen können.

Eben hierauf gründet sich auch das Vorurtheil für's Dunkle und Geheimnißvolle.

Es wird dadurch erstlich der Phantasie am mei-

*) S. Hist. natur. Libr. XXXV. c. 10. 11.

sten geschmeichelt, und diese hat denn doch, wie gesagt, unter allen unsern Fähigkeiten die gröste Schnellkraft. Zum andern hat der Verstand dabei wenig oder gar nichts zu thun, weil er sich an nichts mehr halten kann, und weil diese Gegenstände der Phantasie ausser seinem Horizonte liegen. Und Kant sagt mit Recht in der berlinischen Monatsschrift: „Der menschliche Verstand will so sehr gern unmündig seyn — er fühlt sich ruhiger dabei." Dennoch aber scheinen auch drittens dergleichen dunkle und geheimnißvolle Dinge einen solchen Grad von Anstrengung des Geistes zu erfordern, welcher fast über sein Vermögen ist. Daher kommts auch, daß dabei so leicht seine Springfedern abschnappen, obgleich die Leidenschaft dadurch gekitzelt wird. Und — was beinahe noch das vorzüglichste ist — das Unbekannte läßt sich nach den Begriffen solcher Schwärmer nicht einmal bestreiten, vielweniger widerlegen, weil andere nicht darüber urtheilen können, ohne ihnen in einem gewissen Grade ähnlich zu seyn, und eben das sehen zu können, was sie selbst zu sehen glauben. Kurz! auf alle Schwärmer kann es angewandt werden, was Wieland von Rousseau sagt, weil er den Uebergang der Menschen aus dem Stande der Natur ins gesellschaftliche und bürgerliche Leben für ein unauflösliches Räthsel erklärte:

„In diesem Stücke scheint es ihm (ohne Vergleichung) wie meinem hohen Gönner, dem Sultan Schah Baham zu gehen, der immer über die alltäglichsten Sachen zu erstaunen pflegte, und nichts so gut begreifen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beispiel, daß Witz und Dummheit, auf ihrem äussersten Grade, einerley Wirkung thun" *).

Niemand also wird sich darüber wundern, daß dieses Vorurtheil für's Dunkle und Geheimnißvolle in unserm Zeitalter so gangbar geworden sei. Der gröste Theil des Volks, ja sogar viele Gelehrte waren gleichsam dazu prädestinirt, ihm Folge zu leisten, ob es gleich überhaupt zu allen Zeiten auch seine Verehrer gehabt hat.

Oft hat man sich deshalb auch dieses Vorurtheils bedient, um das Volk zu regieren, oder die Zwecke des Stolzes und des Eigennutzes zu erreichen.

So waren z. B. die vorgeblichen Unterredungen des römischen Königs Numa Pompilius mit der Göttin Aegeria geschickt genug, seinen Gesetzen und Verordnungen eine förmliche Sanktion zu geben, und

---

*) S. die Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. Viertes Buch. N. 7.

das Volk glauben zu machen, er habe sie nicht von sich selbst, sondern von höherer Hand. So wusten nachher die römischen Kaiser oder Senatoren jene geheimnißvollen Bücher der Sybillen recht gut zu gebrauchen, wenn sie mit Hülfe des Volks etwas wichtiges ausführen wollten. Sie durften nur durch bestochene Priester die Billigung ihrer Entwürfe in diesen Büchern lesen lassen. Eben so suchten auch manche Lehrer, denen es mehr um Ansehen als um Wahrheit zu thun war, dieses Vorurtheil zu benutzen. Quintilian, der die Deutlichkeit als das erste Erforderniß der Beredsamkeit empfiehlt, erwähnt eines solchen Lehrers, welcher alles lobte, was seine Schüler sagten oder schrieben, sobald es nur so dunkel war, daß er es selbst nicht verstehen konnte; und nach dieser Methode soll auch Heraklitus seinen Zuhörern die Lehre gegeben haben: Sprecht immer durch Räthsel und Allegorien, und Dunkelheit sei das allgemeine Gepräge eurer Gedanken! Sogar der Kirchenvater Tertullian entblödete sich nicht, dieses Vorurtheil in Verbindung mit der Religion zu denken. „Der Sohn Gottes, sagt er, ist gestorben — dies ist glaublich — eben darum, weil es thöricht ist. Er ist begraben und auferstanden — dies ist ausgemacht — eben darum, weil es unmöglich ist.“

Aus dem allen läßt sichs nun wohl leicht erklären, warum man auch in unsern Zeiten das leichtgläubige Volk so oft an den Banden dieses Vorurtheils zu leiten sucht. Urlsperger, Lavater, Masius und andere, sind bekannt als Männer, welche sich gern die Hülle der Dunkelheit sowohl in ihren Lehrsätzen selbst als in ihrer Schreibart umwerfen; und eben so bekannt ist auch der Einfluß, den sie dadurch auf die Seelen des größern Haufens zu erlangen gewußt haben. Das schlimmste bei der ganzen Sache ist indessen wohl dieses, daß so mancher abgefeimte Betrüger ebenfalls dadurch Eingang gewinnt. Nicht alle sind sie so ehrlich, so biedersinnig, wie z. B. Lavater, der durch die Vorspiegelungen der feurigsten Einbildungskraft getäuscht eben das von Herzen glaubt, was er andere glauben machen will. Es giebt auch Cagliostro's und Rosenfelds unter ihnen, welche die gröbsten Bubenstreiche hinter mystischer Gelehrsamkeit verbergen, und in Gesellschaft der Mortczini's und Annibal Stiepan's die ganze Farce insgeheim zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung überdenken.

Nach diesen Bemerkungen wird man es ohne mein Erinnern begreifen können, woher es komme, daß man sich in unsern Zeiten von neuem so eifrig mit der Alchymie befaßt, und daß jeder, welcher

das Volk zu seinen Absichten leiten will, so gern diesen Schild aushängt. Der herrschende Luxus, welcher unmöglich durchaus befriedigt werden kann, in Verbindung mit den Täuschungen der Einbildungskraft, ließen den Flor dieser Grübelei schon voraus ahnden. Und verlören auch noch so viele ihr Vermögen dabei — knüpften auch noch so viele Price's sich am Ende in ihrem Laboratorium auf — fast alles ist unfähig, den, welcher sich ihr einmal überlassen hat, aus seinem betretenen Pfade wegzuschrecken. Es geht also in diesem Falle ungefähr eben so, wie bei dem ganz gemeinen Manne, für welchen nicht einmal die Furcht vor Uebeln Drang zur Aufklärung enthält. Oft wird ihm der Aberglaube an Gespenster, Hexen u. s. w. äusserst drückend und unangenehm: und doch fruchtet es nichts, wenn man ihn gleich tausendmal vom Ungrunde seiner Meinungen zu belehren sucht. Er behält den Aberglauben bei, traut seiner Phantasie mehr als seiner gesunden Vernunft, und bedenkt nicht, daß jene ihn gerade am leichtsten irre führen könne.

Was ist aber wohl natürlicher, als daß auf diesem Wege überhaupt die Macht der Sinnlichkeit ungemein verstärkt werden, und alles, was mit unsern Einbildungen harmonirt, den lebhaftsten Eindruck auf uns machen müsse? Und in diesem Zu-

stande (so spricht die tägliche Erfahrung) ist es um die Beurtheilungskraft gröstentheils geschehen. Wenigstens nimmt sie in den meisten Fällen eine schiefe Richtung, wird einseitig, und läßt um desto freundlicher den Irrthum in die Seele schleichen, je stärker dasjenige, was ihn veranlassen konnte, die Sinnlichkeit erschütterte.

Schon die Beispiele, die ich vorhin angeführt habe, könnten zum Theil diese Behauptung einleuchtend machen. Indessen will ich doch auch hier meine Leser wieder an ein neues Beispiel erinnern.

Ich ziele nämlich wieder auf Lavatern, welcher schon einigemal genannt worden ist, und welcher wirklich in der Geschichte unsers Zeitalters eine Hauptrolle spielt. Mein Hut liegt neben mir, indem ich von ihm rede — und dennoch rede ich von ihm, weil mir die Wahrheit heiliger ist, als Autorität. Ich kanns nicht unterlassen, die paradoxen Grundsätze, die er noch vor kurzer Zeit in einigen Liedern geäussert hat, und die von der naiven Trockenheit des alten Semlers so meisterhaft parodirt worden sind, bei dieser Gelegenheit ebenfalls in erneuertes Andenken zu bringen. Was war es anders, als überwiegende Sinnlichkeit, sich von dem Pomp des äussern Zeremoniels im Gottesdienste so sehr empören zu lassen? Was anders, als schiefe

und einseitige Beurtheilungskraft, in den lächerlichsten Alfanzereien, in Fabeln und Täuschungen eine Verherrlichung Christi zu ahnden? Nein! Wo man denken soll, darf man nicht aufbrausen, und dunkle, sinnliche Gefühle in Gesängen ergiessen; und wo von wahrer Religion die Rede ist, darf man nicht dem buntschäckigten Gewande, worin eine andre nach eigner Ueberzeugung in wichtigen Punkten von ihr abgehende Religion eingehüllt ist, keine Lobrede halten. Man muß vielmehr auch hier mit dem Abt Velthusen *) zwischen Absicht und Tendenz einen Unterschied machen. Denn vorausgesetzt, es sei die Absicht jenes Zeremoniels, was Lavater glaubt, Beförderung der Ehre Jesu; so ists doch gewiß die Tendenz, das heist, die natürlichste Wirkung desselben nicht. Diese ist vielmehr gerade das Gegentheil, Dummheit und Aberglaube; und über Tendenz, sagt Velthusen mit Recht, können wir Menschen nur urtheilen. Absicht gehört vor den Richterstuhl Gottes, wie ich dies auch schon im ersten Aufsatze gesagt habe, ohne damals noch die unten genannte Schrift zu kennen.

*) S. Ueber Absichten und Tendenz. Ein Beitrag zur Philologie für aufgeklärte Leser, von Joh. Casp. Velthusen. (Durch die Campischen Fragmente veranlaßt) Helmstädt 1787. 8.

Uebrigens würde man die Herrschaft, welche Gewohnheit und Ansehen von jeher über den Menschen an sich zu reissen wußten, nicht genug in Rechnung bringen, wenn man mir einwenden wollte, daß der Einfluß aller vorhin erwähnten Umstände auf den Genius unsers Zeitalters bei weitem nicht stark, nicht mächtig genug gewesen sei, eine Hauptveränderung in demselben hervorzubringen.

Im Aeussern pflegen wir uns nach der Volkssitte zu bequemen. Wir machen alle Moden mit, weil wir glauben, daß, was nicht Mode sei, auch nicht anständig genannt zu werden verdiene. Wir leiern alle eingeführte Formeln des sogenannten Wohlstands her, und verdrehen sogar unsere sinnliche Empfindung, den Gebräuchen zu gefallen, wie wir's z. B. beim Tabacksrauchen wahrnehmen. Warum sollten wir nicht also auch von dem Strome gangbarer Irrthümer und Vorurtheile mit fortgerissen werden können? Warum sollten wir sie nicht gern für ausgemachte Wahrheiten erklären, zumal, wenn sie nicht gleich offenbar üble Folgen nach sich ziehen? Es ist ja so bequem, sich von andern auch im Reiche der Wahrheit leiten zu lassen. Man braucht dann nicht selbst mit Mühe den besten Weg aufzusuchen. Und wer wollte wohl ausserdem gern ein Sonderling scheinen? Gewiß unter tausenden kaum ein einzi-

ger, und wären wir also unter den Peruanern geboren worden; so würden wir sicher bei dieser Neigung eben so gut, wie sie, unser Gesicht mit goldnen Nägeln haben beschlagen wollen.

Und — die Macht des Ansehens? — wer kann es leugnen, daß auch diese in unsern Zeiten eben so tyrannisch gewesen sei, als sie es ehedem war?

Freilich sind wir nicht durchgängig mehr so thöricht, wie Alexanders Hofleute, welche sämtlich den Kopf auf einer Seite hängen liessen, weil dieser Held einen schiefen Hals hatte, oder wie die Franzosen unter Franz dem Ersten, welche sich größtentheils die Haare wegschnitten, weil Franz durch eine Wunde am Kopf dazu gezwungen worden war. Allein mancher würde doch auch noch jetzt geneigt genug dazu seyn, und die übrigen, welche sich in solchen Fällen nicht überwältigen lassen würden, geben doch wenigstens ihre abgöttische Verehrung des Ansehens in andern Fällen zu erkennen.

Selten bedenkt mans, daß es nicht allemal wahre Weise sind, welche den Geschmack der Leserwelt in jedem Zeitalter modeln. Wenn einmal ein Schriftsteller durch die lobrednerische Stimme des grossen Haufens begünstigt worden ist; so verliert er so gar bald sein Ansehen und seinen Einfluß nicht wieder. Es gehört dann schon gemeinschaftliches Mit-

wirken mehrerer einsichtsvollen Männer, oder die plötzliche Erscheinung eines andern Originals in seiner Art dazu, um ihn wieder vom Throne zu stürzen, und den Genius des Zeitalters in dieser Hinsicht umzubilden. Daher kommts also auch, daß man in jedem Jahrhundert einige Idole hat, denen man vorzüglich opfert und räuchert. In den mittlern Zeiten gehörten darunter insbesondere Aristoteles und die Kirchenväter — in den neuern Zeiten Klaudius, der Verfasser des Siegwarts, Lavater und andere. Und solche Idole werden dann theils Muster für einen großen Theil der Schriftstellerwelt, so wenig man auch die Originale zu erreichen vermag, theils — was noch schlimmer ist — diktatorische Lehrer für den zahlreichsten Haufen der Leserklasse, so, daß man, gleich den Schülern des Pythagoras, nur versichern darf: Er hats gesagt! um irgend etwas ganz ausser Zweifel zu setzen.

Kann man aber wohl ein solches Zeitalter ohne Einschränkung ein aufgeklärtes, ein philosophisches nennen? — Wer mags behaupten? — Die Tatarn haben ihren Lama: aber es herrscht auch unter ihnen nur gar zu viel Irrthum, Aberglauben und Stupidität. Und so lange wir mithin unsere Lama's nicht abschaffen, wird leider! auch unter uns diese Herrschaft noch groß bleiben. Denn wahre

Aufklärung ist eklektisch. Sie prüft alles, und das Gute behält sie.

Indessen könnte man sich doch vielleicht, um den Namen des aufgeklärten, des philosophischen Zeitalters noch zu retten, auf den Geist der Lektüre berufen, welcher in allen Ständen zu athmen angefangen hat. Und ich muß es gestehen, daß dadurch viel würde gewonnen worden seyn, wenn man nur durchgängig eine gehörige Auswahl in der Lektüre getroffen hätte. Allein nicht nur dies hat man verfehlt, sondern es ist auch sogar aus dem Lesen eine entkräftende Sucht entstanden, und eigentliches Selbstdenken ist dadurch gewaltsamer Weise verhindert worden.

Man hat das Vorurtheil genährt, daß man um desto aufgeklärter werde, je mehr man sich mit Lesen beschäftigte, und eben dieses Vorurtheil hat theils in die Begriffe des Volks sehr viel Verwirrung und Dunkelheit hinübergetragen, theils manchen Menschen, welcher übrigens für die Welt recht brauchbar werden konnte, zu einem gewissen gelehrten Müßiggange verleitet, und seine körperlichen Kräfte in einem hohen Grade abgespannt. Ja! dieses häufige Lesen, glaub' ich, ist als einer der ersten Gründe zu betrachten, welcher unser Zeitalter zur

Schwärmerei bestimmt hat. Freilich ist es beim Anblick einer großen Bibliothek eine schmeichelhafte Vorstellung: Wüßtest du doch alles, was sich in diesen Büchern befindet! Allein wenn mans nun wüßte — was wär' es denn? Man würde ja einen so ungeheuren Schwall von Begriffen unmöglich in die gehörige Ordnung bringen — unmöglich jedem Begriffe die Stelle in der Seele anweisen können, wohin er paßte, und wo er ähnliche Begriffe fände, um sich an dieselben anzureihen. Und woraus entsteht Schwärmerei anders, als aus Unordnung der Ideen? Man sagt vom Origenes, daß er eine lebendige Bibliothek gewesen sei. Möglich! und in gewissem Grade auch wahr! Allein jeder, der auch nur einigermaßen in der Kirchengeschichte bewandert ist, wird es zugleich wissen, wie sehr Origenes allegorisirte, und wie geneigt er war, in der simpelsten Erzählung oder Beschreibung geheime Anspielungen auszugrübeln.

Nein! Es ist allemal vortheilhafter, weniges gut, als vieles schlecht gefaßt und schlecht geordnet zu haben. Man muß sich deshalb jede Wahrheit, welche die Lektüre darbietet, auch zu eigen zu machen wissen, und nicht blos andern blindlings folgen, ohne dabei Wahrheit zu suchen. Sonst ist es natür-

lich, daß es den meisten Lesern eben so geht, wie denen, welche vieles essen, und nicht einmal daran denken, ob sie es auch verdauen können. Sie werden ungesund, oder wenigstens hat es doch kein Gedeihen bei ihnen.

Hier könnt' ich vielleicht nun schon meinen Aufsatz endigen, und es dem Leser überlassen, die weitern Resultate über den Genius unsers Zeitalters aus dem bisher Gesagten herauszuziehen, wenn ich nicht noch ein Wort über die geheimen Religionsgesellschaften, deren es in unsern Tagen so viele giebt, hinzuzusetzen hätte.

Es ist äusserst wahrscheinlich, und zum Theil auch durch historische Data erwiesen, daß einzelne geheime Gesellschaften sich einander gerade entgegengesetzt sind, je nachdem sie es entweder mit dem Alten oder mit dem Neuen halten. So weiß man dieses z. B. von den Illuminaten und den Rosenkreuzern. Die meisten indessen vertheidigen wohl das alte System, und ich muß es bekennen, daß ihre Meinung dabei sehr gut und edel seyn könne, und daß sie in dem Betragen der neuern Welt nur gar zu viel Veranlassung dazu finden.

Wahre Religion muß aufrecht erhalten werden. Dies ist eine der wesentlichsten Pflichten der Menschheit. Wollen wir auch nicht Rücksicht nehmen auf die eigentlichen moralischen Vortheile der Religion; so sind doch schon die politischen Vortheile derselben hinreichend, diese Pflicht zu heiligen und verehrungswürdig zu machen. Wir fühlen uns alle freigeboren, und menschliche Gesetze würden nicht allemal fähig seyn, dieses Gefühl in seine Schranken zu zwingen, und uns vor Ausgelassenheit und zügellosem Betragen im bürgerlichen Leben zu sichern. Es müssen göttliche Gesetze da seyn, welche den menschlichen Gesetzen Kraft und Nachdruck verleihen, und sie zur Würde der Unverletzbarkeit erheben können.

Wie wenig man aber darauf in unsern Zeiten zu achten pflege — dies hab' ich schon vorher bemerkt, und viele würdige Männer haben schon längst mit lauter Stimme darüber geklagt. Die Religion wird leider! zu oft in den Staub getreten, und Unglaube, Atheismus, Spinozismus, Hobbesianismus und alles, was dem ähnlich ist, wird dafür auf den Thron erhoben *). Man schmeichelt sich mit dem Besitze der

*) S. Nikolai's Reisebeschreibung. Bd. V. S. 12. 14. 161 rc.

der Aufklärung, und es ist also auch sehr natürlich, daß der Stolz der Vielwisserei sich in mancher Seele emporhebt. Es entstehen Kollisionen. Der eine will Recht haben, der andere will Recht behalten, und weil die Bande der Geselligkeit in unsern Zeiten so enge zusammen gezogen sind; so sieht man sich genöthigt, einander hordenweise entgegen zu arbeiten. Von beiden Seiten schweift man dabei (denn dies ist so der gewöhnliche Gang der Menschheit) ins entgegengesetzte Extrem aus. Bald wird alle Religiosität verbannt, und bald ist sie falsch und heuchlerisch, und artet in Frömmelei und Ueberspannung aus. Die Wahrheit liegt also freilich auch hier in der Mitte. Allein, wenn ich mein Herz reden lassen sollte; so verzeih' ichs den letztern allemal noch eher, als den erstern, weil gänzliche Irreligiosität gewiß in jedem Falle nachtheiliger ist, als falsche Religiosität. So viel aber kann man überhaupt sagen, daß dergleichen geheime Gesellschaften jederzeit aus den Mängeln wahrer Religion entspringen. Denn dies beweisen die Jahrbücher der Menschheit fast auf allen Seiten.

Und so steh' ich denn also an dem Grenzpunkte der gegenwärtigen Abhandlung. Ich wollte nur Etwas über den Genius unsers Zeitalters schreiben:

aber schon das wenige, was ich geschrieben habe, wird hinlänglich seyn, die Bemerkung zu bestätigen, daß man in unserm Zeitalter äusserst selten die güldene Mittelstraße getroffen, und eben dadurch die wichtigen Vorzüge desselben sehr verdunkelt habe. Ich hoff' es indessen noch zu erleben, daß wahre Weißheit den Zepter führen, und sowohl Schwärmerei als Unglauben, und alles, was die Grenzen der überlegenden Vernunft überschreitet, unterjochen werde. Gesegnet sei jeder, der dieser Weißheit einen Theil des Wegs zu ihrem Throne bahnt! —

10.

## Die standhafte Tugend.

Sie steht, der Zeder Gottes gleich
Im brausenden Orkan;
Kaum schüttelt sie das stolze Haupt,
Stets will sie himmelan.

Sie steht, die Tugend, frohen Ernst
Im göttlichen Gesicht!
Der Wandrer staunt sie an, und jauchzt,
Wär's gleich ein Bösewicht.

Tob' immerhin ein Unglückssturm!
Er tobt umsonst! Sie steht!
Ihr scheint er Hauch des Abendwinds,
Der sanft vorüber weht.

Nie kriecht sie feig' im Staub umher!
Zur Sklavin viel zu groß!
Würf' auch das Glück ihr Fesseln an,
Sie riß sich dennoch loß.

Sie fühlt der Freiheit Flammenzug
Tief in der edeln Brust.
Nur ihm, dem Allesliebenden,
Dient sie mit hoher Lust.

Sie trotzt dem Frevler, der das Ziel,
Wo stolz die Krone hängt,
Durch List ihr zu verrücken wagt,
Und Schwache nur verdrängt.

Und sprüht Verläumdung auch ihr Gift
An ihres Kleides Saum.
Sie lächelt ihr Gefühl ins Herz:
Wo nicht; so rügt sie's kaum.

Sie reißt dem eiteln Schmeichlerchor
Die Larve vom Gesicht:
Und streut man tausend Blumen ihr,
Sie selbst nur welket nicht.

Ja! Noch auf Trümmern einer Welt
Fühlt sie sich hoch beglückt,
Daß Seraph selbst voll Sympathie
Zu ihr herniederblickt.

Und naht sich dann der ernste Tod
Mit mordgewohnter Hand;
„Mein Freund — so spricht sie — leitet mich
„Hinauf ins Vaterland."

Vollbracht ist dann ihr Tagewerk,
Vollbracht mit Heldensinn,
Und jede That, von ihr verübt,
Reißt sie zum Jubel hin.

Und dann, wenn durch des Himmels Raum
Die Siegesfahne schwebt,
Dann wandelt sie im Glanz daher,
Und jedes Laster bebt.

Und jede Freudenthräne fließt
Für Gott und sie dahin,
Und laut ertönt von Welt zu Welt
Das Lob der Pilgerin.

Wie? — Und ich stammle nur ihr Lob
Zu meiner Harfe Klang? —
O Tugend! Sieh! Die Harfe schweigt!
Mein Leben sei Gesang!

## II.

# Erneuerte Idee von der Einführung eines Schöpfungsfestes *).

In solchen Zeiten, wo noch der Aberglaube sich kühn die ehrwürdigen Rechte der wahren Religion anmaßen darf, wird selbst in den Seelen der Weisern im Volke selten ein großer, sich auszeichnender Gedanke emporkeimen, und auch dann noch, wenn er emporkeimt, wird er von der unbeschränkten Gewalt des größern Haufens doch bald entweder ganz unterdrückt, oder wenigstens so verstümmelt werden, daß er zu seiner völligen Reife nicht kommen kann.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, diese Behauptung weitläuftig zu bestätigen. Jeder wird es wissen, daß ein Sokrates, dessen Geistesflug nicht nur die gewöhnliche Gedankensphäre der Alltagsmenschen hinter sich zurück läßt, sondern auch den Giftbecher nicht achtet, der ihm mitten in seinem Fluge durch die lasterbefleckte Hand des Aberglaubens ge=

*) Dieser kurze Aufsatz ist schon in die Niederrheinischen Unterhaltungen (Heft VIII. 1787.) eingerückt worden, und wird hier nur wieder mit wenigen Aenderungen abgedruckt, weil der Inhalt vielleicht beherzigt zu werden verdient.

reicht wird — daß ein solcher Mann, sag' ich, unter die Erscheinungen gehöre, die sich vielleicht kaum in Jahrhunderten ein einziges mal ereignen.

Um desto unerwarteter aber war mir's, als ich neulich — ich weiß nicht mehr, in welchem ältern Journale — die Bemerkung fand, daß Herr Prediger Haupt in Templin — ob der würdige Mann noch lebe, weiß ich eben so wenig, schon vor einigen vierzig Jahren den Gedanken gehabt habe, ein Schöpfungsfest einzuführen, oder doch die Einführung desselben zu empfehlen. Ich gesteh' es, dieser Gedanke fiel wie ein Feuerstral auf meine Seele. Ich sympathisirte mit dem lieben guten Manne, der so viel Gefühl für das schöne Werk Gottes haben konnte, und alle Vortheile, die aus der Feier eines solchen Festes entstehen würden, lagen gleichsam wie aufgedeckt vor meinen Augen.

Und in der That, wenn man das bekannte apostolische Glaubensbekänntniß nachliest, und bemerkt alsdann, daß gerade der erste Artikel durch kein öffentliches Fest (wenn ich so reden darf) geheiligt wird, dahingegen fast jeder Punkt in den andern Artikeln seine eigne Gedächtnißfeier hat; so muß man sich wundern, daß die Idee von der Einführung eines solchen Festes nicht schon längst realisirt worden ist. Als wenn der Glaube an Christum unsern Glau-

ben an den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde so zu sagen überflüßig gemacht hätte! Als wenn es nicht vielmehr Pflicht wäre, auch den letztern zu gewissen Zeiten öffentlich und absichtlich zu bekennen! Oder verdient etwa die Schöpfung der Welt und der Menschen kein so feierliches Andenken? Ist dieses etwa nur Sache eines spekulativen Kopfs, dem seine Naturlehre mehr gilt, als weiland Gottlieb Cobers geistliche Frühglocke und Bücher ähnlichen Gelichters? —

Ich mag nicht dran denken, sonst blutet mein Herz, und mit ihm gewiß das Herz aller, für welche der Anblick der schönen Natur Interesse genug hat, heiliges Feuer in ihnen anzufachen.

So mancher Mensch geht leider! seinen Weg dahin, gleich einer aufgezogenen Maschiene. Niemals geräth er auf den Gedanken, einmal umherzuschauen, durch welche lachende Felder und Gärten und Wiesen und Thäler sein Weg ihn führe. Er hat fast gar keinen Begriff von der bewundernswürdigen Schönheit und Mannichfaltigkeit, von der Ordnung und Regelmäßigkeit in den Werken der Natur, wodurch doch die Edlen aller Zeiten sich den Begriff vom höchsten Wesen so sehr zu simplifiziren wußten. Es liegt vor ihm, das große allgemeine Magazin unü=

verſehbarer Reichthümer von Wahrheiten; aber — für ihn ſcheint der Zugang zu dieſem Magazinne verſchloſſen zu ſeyn. Sie rinnt zu ſeinen Füßen, die unverſiegbare Quelle tauſendſtimmiger Harmonie; aber — ihm rauſcht ſie niemals Harmonie in die Seele. Mit feſtlichem Gewande ſchmückt es ſich vor ſeinen Augen, das Meiſterwerk der gütigen Gottheit; ach! aber für ihn iſts nicht mehr werth, als ein ödes unförmliches Chaos. Die Natur winkt ihm zur Verehrung des Schöpfers, und er verſteht ihre Winke nicht. Sein Herz bleibt kalt und ungerührt vor dem Angeſichte der prachtvollen Welt, indeß die thieriſchen Freuden, die er genießt, ſeine ganze Sinnlichkeit beſchäftigen.

Doch — es iſt meine Abſicht nicht, mich in einer fruchtloſen Deklamation zu verlieren. Der Werth des Geſchmacks an den Schönheiten der Natur iſt entſchieden, und eben ſo iſt man auch darüber einig, daß beim gröſten Theile des Volks nur durch die öffentlichen Lehrer und Prediger dieſer Geſchmack aufgeregt und gebildet werden könne.

Aber ſollte mans wohl glauben, wenn ich verſichere, daß man noch faſt durchgängig in der niedern Volksklaſſe ſelbſt die rührendſten Betrachtungen über die Natur für unwürdig hält, zuweilen die

Stelle geistlicher Reden und Predigten zu vertreten? — Und doch ist es nicht anders. — Selten sieht man den Nutzen solcher Betrachtungen ein. Selten weiß man ihr Verhältniß gegen die Religion zu schätzen. Selten verläßt man das Vorurtheil, daß man durch sie nicht selig werden könne. Oder soll ich es lieber nicht Vorurtheil, sondern vielmehr eine unverstandene Meinung nennen? Um Worte mag ich nicht zanken. Genug! der Menschenfreund sollte Thränen vergiessen über dieser Verblendung seines Geschlechts. Und wenn ein Töllner *) auch noch so beweglich bittet, daß alle evangelische Lehrer doch ja die Offenbarung Gottes in der Natur ebenfalls predigen möchten — sie hören ihn nicht alle: und hören sie ihn gleich; so dürfen sie oft nicht, wie sie wollten und könnten.

Würde nicht aber die Einführung eines jährlichen Schöpfungsfestes viel dazu beitragen können, diese Grille des Volks zu verdrängen? An diesem Feste wär' es ja dann offenbar der Absicht und der Stiftung desselben gemäß, die Herrlichkeit Gottes in der Natur zu verkündigen, und nach und nach würde man anfangen, mehr Geschmack daran zu gewinnen,

*) Man s. dessen vermischte Aufsätze. Bd. II. Samml. 2. S. 179. rc.

und auch an Sonntagen zuweilen gern darüber predigen zu hören. Und wie sehr dadurch mit der Zeit allgemein nutzbare Aufklärung könne befördert werden — dies bedarf keiner weitern Anzeige.

Ueber die Art der Einführung hab' ich wohl nicht nöthig, etwas zu erinnern. Schon der Gedanke, den ich vorhin angeführt habe, daß man nämlich allein an den ersten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht durch ein eignes Fest erinnert werde, würde die Stiftung desselben begünstigen können. Eben so wenig aber mag ich mich über das Rituelle, welches dabei zu beobachten wäre, weitläuftig ausbreiten. Hieng es von mir allein ab; so würd' ich die Frühzeit eines Sommermorgens oder einen anbrechenden Tag im Frühlinge zur Feier dieses Festes vorschlagen. Man mag nun diesen Vorschlag so romantisch finden, als man will, diese Zeit würde, wie mir deucht, gerade die schicklichste dazu seyn. Da versammelte man sich auf freiem Felde, oder auf irgend einer Anhöhe, wo man rings umher eine offne Aussicht hätte, und wo man es sehen könnte, wie die Sonne in ihrer vollen Pracht majestätisch am Horizonte heraufglänzt. Vorher ruhte noch die Dämmerung auf dem stillen Gefilde. Nur hie und da hörte man den Morgenwind in den Blättern rau-

schen — nur hie und da den schüchternen Laut eines Vogels durch die Lüfte schwirren. Und — da käme sie dann, die Königin des Tages, angekündigt von der Morgenröthe, und begrüßt von frohen Gesängen. Herrliches Bild der Schöpfung! — Wie würde nicht dabei die Brust des gefühlvollen Redners emporschwellen! Wie viel tausend Ideen würden nicht dabei auf einmal in seine Seele strömen! Und wie unaufhaltsam würde nicht seine Empfindung sich der Empfindung aller seiner Zuhörer bemächtigen! Es würde ihnen seyn, als wenn der Hauch der allgegenwärtigen Allmacht sie umwehte. Sie würden (daß ich mich eines geheiligten Ausdrucks bediene) den Herrn der Natur sehen, hören und fühlen können, und die lebhaften Eindrücke dieses feierlichen Morgens würden den ganzen Tag hindurch, und noch lange nachher ihre wohlthätige Wirksamkeit beweisen.

So predigte der erhabene Stifter unserer Religion. So wuste er die umliegenden Gegenstände der Natur in seinen Volksunterweisungen zu benutzen. Sollten wir's denn zweckwidrig, sollten wir's sonderbar finden, wenn wir ihm darin nachahmen wollten? Würde nicht vielmehr das Ungewöhnliche in der Zeit und dem Orte die Würde der Sache selbst noch befördern können? Wenn wir an andern ho=

hen Festtagen schon ganz früh in einem Tempel erscheinen, von Menschenhänden gemacht — warum sollten wir denn nicht am Schöpfungsfeste auch einmal diesen Tempel mit dem Tempel der Gottheit vertauschen, und auch dann die Erstlinge unserer Gottesverehrung in der Frühzeit opfern? Ich glaube sicher, daß wenigstens hier der Unfug wegfallen werde, welcher, wie auch namentlich die Leser der berlinischen Monatschrift wissen, so oft die Frühpredigten im Winter auszeichnet, und wovon man leider! noch immer Proben hat *).

Doch dies und alles andere, was zu den äussern Formalitäten gehört, mag immerhin auch hier, so wie bei den übrigen Festen willkührlich bleiben. Der Werth der Sache selbst aber wird, wie ich glaube und hoffe, allenthalben unverkennbar seyn, wo man sichs zu einem Gesetze gemacht hat, durch die mög-

*) Nachdem ich diesen Aufsatz schon bearbeitet hatte, fiel mir erst das zweite Stück der Beiträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen von Hermes, Fischer und Salzmann in die Hände, und mit Vergnügen seh' ich da in Fischers Abhandlung: „Ueber den rechten Gebrauch des Sinnlichen bei den öffentlichen Gottesverehrungen" (S. 31 ꝛc.) jene, wie es scheint, romantischen Gedanken bestätigt.

lichste Volksaufklärung die Aufnahme der wahren Religion zu begünstigen.

Ausserdem ist es offenbar, daß durch die zweckmäßige Feier eines Schöpfungsfestes auch sogar die Toleranz einen wesentlichen Vorschub erhalten könnte. Noch immer denken wir uns zu selten als Geschöpfe eines und desselbigen Gottes. Bei dieser Feier aber würde dieser Gedanke bald häufiger und allgemeiner werden. Alle Partheien der Christen, Juden, Deisten, Muhamedaner, und wie die Leute weiter heissen, die das Bedürfniß einer Religion empfinden, und ein höchstes Wesen als den Urquell der Dinge auf irgend eine Art verehren — alle würden sie dran Antheil nehmen können. Die Stimme der Menschlichkeit würde die Stimme des verfolgungsgierigen Sektengeistes übertönen, und bald würde die leztere nur noch das Winseln der sterbenden Dummheit seyn.

Ueberlegts, ihr Menschenfreunde! Ueberlegts, ihr Gottesverehrer! und dann redet laut, und — wirkt!! —

## 12.

# Für und gegen die Wiedererkennung *) unserer Freunde und Geliebten in jenem Leben.

Ich möchte um aller Welt willen nicht den Vorwurf verdienen, daß ich irgend jemanden unter meinen Brüdern eine Hoffnung geraubt hätte. Ich kenne ihren Werth. Ich weiß, daß ein Mensch ohne Hoffnung sich auf der höchsten Staffel des Elends befinde, und daß selbst der Günstling des Glücks, wenn er nicht hoffen darf, daß sein Glück fortdauern, oder sich noch vermehren werde, der Verzweiflung nahe sei. Schön und bewunderungswürdig ist deshalb die Anordnung der gütigen Gottheit, da sie den armen Erdensohn von Natur geneigter machte, zu hoffen als zu fürchten, und ihm den heiligen Trieb

*) Ich wähle mit Fleiß das Wort: **Wiedererkennung**, weil mir das Wort: **Wiedersehen**, welches hier gewöhnlich gebraucht wird, nicht ganz so bestimmt zu seyn scheint. Denn mir deucht, es ließe sich wohl denken, daß Freunde sich in jenem Leben wieder beieinander befänden, ohne desfalls gerade einander als ehemalige Freunde zu erkennen. In der Abhandlung selbst wird sich dieses noch mehr aufklären.

einpflanzte, sich über die Dauer und Vermehrung seiner Freuden, und über die Minderung oder Aufhebung seiner Leiden die angenehmsten Aussichten zu eröffnen. Gesetzt auch, er täuschte in einzelnen Fällen sich selbst; so sind doch durch diese Täuschung seiner trüben Stunden weniger geworden. Und ist nicht das schon viel werth für ihn? Ist es nicht immer noch früh genug, zu weinen, wenn das Unglück über seinem Haupte schon ausgebrochen ist? —

Namentlich aber möcht' ich nicht gern einem Menschen den schönen Gedanken der Wiedererkennung seiner Freunde und Geliebten in jenem Leben verdunkelt oder zweifelhaft gemacht haben. Schon dieser Gedanke allein ist fähig, ein blutendes Herz zu stillen, wenn der Tod dem gefühlvollen Manne seine zärtliche Gattin, der sorgsamen Mutter ihr hoffnungsvolles Kind, der verlaßnen Wittwe oder dem zitternden Greise den treuen Sohn in die Tiefe des Grabes hinabreißt.

Dort wanken sie ihm nach, dem schwarzen Sarge, worin für sie ein Schatz verborgen liegt. Stumm und in sich selbst verloren, fühlen sie den namenlosen Schmerz, der ihr ganzes Wesen durchwühlt. Alles ist feierlich still. Nur der Schall der Sterbeglocke und der Todtengesang umschwebt den langsamen Leichenzug. Aber schon treten sie hin zum

Dunkel des Grabes. Schon klirren die Ketten von der Bahre hernieder. Schon hören sie den dumpfen Ton, der aus dem Grabe emporsteigt, indem die erste Schaufel voll Erde am Sarge hinabfällt. Hier übermannt sie der Schmerz. Ströme von Thränen brechen hervor. Weß sollen sie sich trösten? —

„Ruh sanft! Ruh sanft, Geliebter! Bald sinken wir auch hinab, und schlummern in Frieden, und dann wirds uns ein Heiligthum, das jetzt so schaudervolle Grab. Von ihm gehn wir aus, und wandeln Arm in Arm dem Richter des Weltalls entgegen. Ruhe nur sanft, bis einst der flammende Erdkreis seine Todten wiedergiebt!"

Gleich einem Lichtstrale fährt er durch ihre trübe Seele, dieser große freudenvolle Gedanke. Noch Eine Thräne entschlüpft ihrem Auge, indem sie zum letztenmale zur Grabesnacht herniedersehen. Und nun ist schon heilige Ruhe ihr Loos, und ihr Herz fühlt sich ganz durchdrungen von der süßen Hoffnung, einst wieder vereinigt zu werden.

Also die Sache ist wichtig. Sie ist von ungemeinem Werthe. Allein worauf gründet sie sich? Man frage den großen Haufen der Menschen, und man wird finden, daß sie größtentheils blos auf dem Urtheil warmer Empfindung beruhe. Es ist ihnen noch niemals eingefallen, sie in Zweifel zu

ziehen, so sehr ist das Gegentheil ihrem Naturgefühle zuwider. Und eben hier liegt auch der vorzüglichste Grund, warum es gewissermaßen menschenfeindlich seyn würde, wenn man diesen Glauben, sei er auch noch so blind, und gründ' er sich auch noch so wenig auf wahre Ueberzeugung, aus ihrer Seele zu vertilgen suchen, und nicht vielmehr bei jeder Gelegenheit von neuem befestigen wollte. Aber sollt' es nicht eben deswegen, weil die Sache so wichtig ist, auch der Mühe werth seyn, der vorwaltenden Empfindung einmal Grenzen zu setzen, und nach vernünftigen Gründen dafür zu forschen? Oder ist etwan alles, was unserer innern oder äussern Empfindung gemäß ist, auch gleich für Wahrheit anzunehmen? Niemand wird dieses zugeben können: denn der Irrthümer, welche daraus herflössen, würden unzählige seyn.

Und wie wär's euch also — ihr guten Seelen, die ihr so sehr viel menschliches Gefühl in eurem Busen nährt! — wie wär's, wenn ich euch sagte: „Eure Hoffnung ist ein — Traum? Und sei sie auch noch so süß und erquickend, doch ist sie ein Traum!" Was würdet ihr mir für Gründe entgegenstellen? Habt ihr etwa schon Erfahrungen oder Nachrichten von der Wiedererkennung eurer Freunde und Geliebten in jenem Leben? Und habt

ihr diese nicht, wie ihr sie denn auch nicht haben könnt — worauf wollt ihr euch denn berufen? Auf euer Gefühl? Auf eure Zuneigung zu euren Freunden und Geliebten? Auf den Glauben eurer sämmtlichen Vorfahren? O Freunde! dann seid ihr auf einem Wege, wo der Untersuchungsgeist des kältern Denkers euch im Stiche läßt, und zuletzt euch noch nachruft: „Ihr Leute nehmt gar keine Vernunft an!"

Wollt ihr mir wohl erlauben, daß ich einmal seine Rolle spiele? — So hört mich denn! —

Wenn wir hier in diesem Leben unsere Aeltern, unsere Kinder, unsere Freunde und Geliebten von andern Menschen unterscheiden wollen; so müssen wir allemal gewisse Merkmale anzugeben wissen, welche jene vor diesen voraus haben. Aber worauf beziehen sich diese Merkmale? Beziehen sie sich etwan auf die Natur und Beschaffenheit ihrer Seele! Das wird keiner sagen wollen. Die Unterschiede in den Charakteren, den Gesinnungen, den Leidenschaften ꝛc. der Menschen sind zu fein, und für den grossen Haufen zu wenig bemerkbar, als daß man sie zu solchen Merkmalen erheben könnte. Und wenn wir wohl einmal hören, daß z. B. unser Vater oder unser Freund in einer gewissen Gesellschaft so gesprochen, bei einer gewissen Gelegenheit so gehandelt habe; so thun wir freilich zuweilen den Ausspruch: Das sieht

ihm ganz ähnlich — allein ist das Aehnliche etwan auch einerlei? Ist es nicht auch möglich, daß wir in unserm Ausspruch irren? Kann unser Vater, kann unser Freund nicht auch anders gesprochen, anders gehandelt haben? Die Denkungsart und Handlungsart des Menschen ist ja gar zu veränderlich, als daß man sicher darauf fußen könnte. Und ausserdem hätte ja auch ein anderer so sprechen, so handeln können. Man glaubte nur, daß es unser Vater oder unser Freund gewesen sei. Und so wäre also unser Ausspruch schon wieder betrügerisch. Kurz! Es gehört zur genauen Kenntniß des innern Menschen gar zu viel, als daß man sie durchgängig erwarten, und eben darnach den einen vom andern unterscheiden könnte. Unsere Sinnlichkeit fordert es deshalb von uns, daß wir auf äussere Merkmale dabei Rücksicht nehmen. Diese täuschen uns seltner, und setzen uns seltener der Gefahr aus, in unserm Urtheile: Das ist der, und dies ist jener — zu irren.

Ihr hört draussen jemanden schreien, und — an der Stimme bemerkt ihr, daß es euer Kind ist. Es kommt jemand die Treppe herauf. Es ist euer Vater. Der Gang verräth ihn. Es tritt jemand vor eurer Thür ab. Gleich eilt ihr heraus, und fallt ihm in die Arme. Es war euer Gatte, der von der

Reise zurückkam, und den ihr gleich an seiner Statur, an seiner Grösse, an seiner Kleidung, an seiner Gesichtsbildung erkanntet. Sobald euer Kind (wär' es auch nur im Scherze) eine andere Stimme, euer Vater einen andern Gang annimmt, und euer Gatte in Ansehung seiner Statur, seiner Grösse, seiner Kleidung, seiner Gesichtsbildung sich sehr verändert hat; so erkennt ihr euer Kind, euren Vater, euren Gatten entweder gar nicht, oder doch nur erst nachher, oder euer Erkennen ist gewissermaßen blos ein Errathen, welches durch die Umstände erleichtert wurde.

Alle diese Merkmale — worauf beziehen sie sich anders, als aufs Aeusserliche? Wird aber dieses Aeusserliche immer so bleiben? Oder ist es nicht vielmehr eine unwidersprechliche Wahrheit — eine Wahrheit, welche Vernunft und Religion mit gleich starken Gründen behaupten, daß wir in jenem Leben in Rücksicht auf alles, was unser Aeusseres betrifft, von ganz anderer Beschaffenheit seyn werden, als wir in diesem Leben waren? Wer bürgt euch also dann noch dafür, daß ihr dort eure Freunde und Geliebten wieder erkennen werdet?

Ihr sagt vielleicht: „Nun! so fangen wir also an, das Innere zu unserm Unterscheidungsmerkmal zu machen.“

Anfangen? — Aller Anfang ist schwer. Es heißt: Wenn ihr euch hier in der Tugend nicht geübt habt; so werdet ihr nach eurem Tode die Freuden der Tugend nicht geniessen können. Und eben so kann man auch sagen: Weil ihr hier in der Kenntniß des innern Menschen nicht weit gekommen waret; so wird es euch dort auch nicht möglich seyn, gleich schon so große Fortschritte darin zu machen. Und in der Zeit, in welcher euch dieses möglich geworden ist, haben vielleicht eure Freunde und Geliebten sich schon so erhabne Vollkommenheiten erworben, daß sie ganz aus eurem Gesichtskreise hinweggerückt werden. Ja! schon die Zeit, die zwischen ihrem und eurem Tode verstrich, kann dieses bewirkt haben. Und dann wird euch vielleicht auch nicht einmal der Gedanke einfallen, sie wären eben diejenigen, die ihr im verflossenen Erdeleben als eure Freunde und Geliebten kanntet.

„Nun — sagt ihr ferner — was denn auf diese Art nicht geschehen kann, das wird sich denn doch leicht durch Gespräche ergänzen lassen."

Aber ums Himmels willen! Wie könnt ihr denn so sicher darauf rechnen, daß ihr unter den zehntausendmal tausend Billionen abgeschiedener Seelen, die in dem unabsehbaren Gebiete Gottes sich freuen, gerade diejenigen herausfinden werdet, die ihr hier

liebtet und ehrtet, um euch mit ihnen in Gespräche einzulassen? Ihr könntet Jahrtausende umherirren, und euch mit diesem oder jenem unterhalten, und immer noch Fremde in ihnen finden. Und dann noch mehr! Wenn ihr so viel von Gesprächen erwartet; so setzt ihr doch wieder den Besitz eurer gegenwärtigen Sprachorgane voraus. Und wer sagt euch denn, daß wir diese in jenem Leben noch haben werden? *). Oder gesetzt auch, es würde eine an-

*) Sprache ist freilich in gewisser Rücksicht eine Vollkommenheit des Menschen. Ohne sie würden seine edelsten Kräfte unentwickelt bleiben. Er würde noch näher ans Thier angrenzen, oder gar nichts mehr als bloßes Thier seyn. Allein in anderer Rücksicht scheint sie doch auch wieder als eine Unvollkommenheit betrachtet werden zu können. Oft setzt sie unsern Begriffen gar zu enge Schranken, und oft dehnt sie einen einzigen Begriff so weit aus, daß man in dem nämlichen Zeitraume wohl noch hundert andere Begriffe hätte fassen können. Als Rousseau den Diderot im Gefängnisse zu Vincennes besuchen wollte, und nun unterwegs auf einmal auf die bekannte sonderbare Preisfrage der Akademie zu Dijon stieß — plötzlich (so schreibt er selbst in einem Briefe an Malherbes) plötzlich ward sein Verstand durch tausend Lichtstralen geblendet. Ströme von Vorstellungen flossen ihm mit einer unsäglichen Lebhaftigkeit zu.

dere Art von wechselseitiger Unterhaltung dort Statt finden — wornach wolltet ihr euch denn in eurem Urtheile richten, daß dieser oder jener euer Freund, euer Sohn u. s. w. sei? Ohne Zweifel nach der Erzählung von ihrer ehemaligen Lage auf Erden. Aber so werden wenigstens jene Aeltern, denen ihre Kinder sehr frühzeitig starben, oder gar noch ehe sie das Licht der Welt sehen konnten, sich vergeblich mit dieser Hoffnung schmeicheln. Denn ihre Kinder brachten ja noch nicht einmal einen Beriff mit in jenes Leben hinüber. Sie wußten noch nicht das geringste von ihrem Zustande auf Erden, und von den

Hätt' ich nur, sagt er, den vierten Theil dessen, was ich dort unter dem Baume empfunden und eingesehen habe, aufschreiben können! — Wenn nun also in jenem Leben ein großer Theil der Beschränktheit unserer Natur wegfallen soll; ist es dann nicht wahrscheinlich, daß auch die Sprache, so wie sie jetzt ist, wegfallen werde? Sie würde uns dann nicht mehr in unserm Geistesfluge so oft enge Grenzen vorschreiben können. Unsere Ideen würden schneller aufeinander folgen, und unsere Erkenntniß eben deswegen mächtigere Fortschritte thun. Auf die Art wäre sie mithin blos ein Mittel zur ersten Ausbildung unseres Verstandes gewesen. Und war sie dann nicht schon wichtig und erheblich genug? war sie nicht dann schon ganz unentbehrlich? —

Verhältnissen, in denen sie sich hier befanden. Wie wär' es denn möglich, daß sie durch ihre Erzählungen davon den Aeltern das Urtheil abnöthigen könnten: Gewiß! das muß unser ehemaliges Kind seyn? —

Freilich, was reifere Kinder und vorzüglich erwachsene Menschen betrifft, welche schon hier einen Theil ihrer Seelenkräfte ausgebildet hatten; so wird diesen auch jenseits des Grabes noch das Bewußtseyn ihrer irrdischen Verhältnisse übrig bleiben. Sie werden daran noch lebhaft sich erinnern können, und es würde sehr unphilosophisch seyn, wenn man dies leugnen wollte. Allein jene Verhältnisse selbst hören doch auf. Das versicherte ja sogar der Stifter der christlichen Religion, als die Sadducäer durch das Beispiel von dem Weibe, welches sieben Männer gehabt hatte, ihre Meinung von dem Ungrunde der Auferstehung bestätigen zu können glaubten. Und was gehen euch also dann noch eure Aeltern, Gatten, Kinder, Geschwister u. s. f. an? Ihr könnt und sollt sie ja dann nicht anders als abgeschiedene Seelen betrachten. Ihr könnt und sollt eure Aeltern und Gatten nicht mehr als Aeltern und Gatten, eure Kinder und Geschwister nicht mehr als Kinder und Geschwister lieben. Eure Liebe soll ausgebreiteter seyn. Sie soll die Fesseln des Bluts zerreissen.

Denn jene sind euch dann nicht mehr, was sie euch hier auf Erden waren. Eure Verbindung mit ihnen gehörte nur für die wenigen Augenblicke des gegenwärtigen Lebens. Fort nun mit diesem Bande! Es erniedrigt einen seligen Geist.

Ich überdenke die Geschichte meiner bisherigen Tage. Welche Veränderungen hab' ich nicht schon erlebt! Wo sind sie, die Gespielen meiner Kindheit? Wo sind sie, die kleinen frohen Geschöpfe, die einst mit mir, klein und froh wie sie, in aller Unschuld des Herzens ihre Stunden so oft vertändelten? Und wo sind die übrigen guten Seelen, die mir auf meiner Laufbahn durchs Leben schon aufstießen? — Ach! viele von ihnen schlummern schon im Grabe, und viele von ihnen sind — wer weiß, unter welchem Himmelsstriche? — Bin ich aber ohne sie elend? Bin ich ohne sie auch nur weniger glücklich? Ein Thor, wenn ichs wäre! Ist nicht alles in der Natur veränderlich? Sind nicht auch dergleichen Verbindungen nur flüchtige Zustände? — nur einzelne Wellen, die dort einen dürren Weidenstamm spülen und erquicken, und dann für ihn wieder dahin sind? Es kommen schon wieder andere Wellen heran, und ersetzen der vorigen Stelle. Und haben nicht auch für mich schon wieder andere

Freunde den Platz meiner ehemaligen Gespielen eingenommen? —

Der Fall ist ausserordentlich ähnlich. Was ist diese Erde wohl anders, als die niedrigste Stuffe des Daseyns für den Menschen? Was anders, als ein flüchtiger, kurzdaurender Aufenthalt für das Kind der Ewigkeit, als eine Laufbahn zum glänzenden Ziele des Himmels? Ich gedenke jetzt selten an jene kleine Mitgenossen meiner Kindheitsfreuden. Ich bin schon weiter gekommen. Ich erborge nicht mehr meine Vergnügungen von solchen Kleinigkeiten. Aber sollt' ich denn dort am höhern Ziele klagen und weinen, weil ich meine größern irrdischen Gespielen, meine Aeltern, meine Brüder u. s. w. verlor? Werd' ich nicht da, wo mein Geist in erhabnern Kreisen schwebt, auf diese Gegenstände der Erde als auf Kleinigkeiten herabsehn? Wird es wohl mitten in dem Genusse namenloser Wonne mir noch möglich seyn, einen Verlust zu bedauren, der durch den Unbestand der Dinge durchaus unvermeidlich wurde? Nein! In jenen Regionen größerer Vollkommenheit wird gewiß meine Liebe sich nicht so beschränken lassen. Bin ich doch dann in die Gesellschaft anderer Seelen hinübergerückt worden, welche nicht weniger Liebe verdienen! —

Merkts also wohl! Eure Liebe gegen eure Ael-

tern und Kinder, gegen eure Gatten und Geschwister ꝛc. wird zwar auch in jenem Leben noch da seyn, weil euch noch Erinnerung an eure Verhältnisse gegen sie übrig geblieben ist. Allein ganz anders wird die Gestalt seyn, die eure Liebe angenommen hat. Und überdies erfordert sie nicht nothwendig Umgang und Wiedererkennung. Denn liebt ihr nicht auch euren Freund, wenn er gleich abwesend ist? Oder ist etwan Liebe ohne Umgang nicht denkbar? Dann, Freunde! war es lächerlich und unbesonnen, daß man uns Liebe gegen alle Menschen zur Pflicht machte, da wir doch unmöglich mit allen Menschen umgehen können.

Jeder also ist in dem grenzenlosen Gebiete des Himmels mein Freund, ist Mitgenosse meiner Seeligkeit, ist Vater uud Bruder und alles für mich, und wenn er auch Jahrhunderte vor mir gelebt, wenn auch mein Auge ihn niemals auf Erden gesehen hätte. Wo ich auch nur verweile, da find' ich Seelen, die mich lieben, und die ich wieder liebe. Alle sind sie verwandt mit mir: denn alle sind Kinder des ewigen Geistes, und alle schöpfen sie mit mir höhere Weißheit und höhere Tugend aus den Quellen des Lebens in alle Ewigkeit. Mögen also immerhin meine irrdischen Freunde und Geliebten von mir getrennt seyn, oder unerkannt in meinem

Kreise sich finden — was kümmert mich das? Genug, sie sind glücklich, wie ich — sie achten, wie ich, nicht mehr der irrdischen Kinderszenen, und finden, wie ich, an jedem Orte des Himmels einen Liebling, der meine Stelle bei ihnen vollkommen vertritt. — — — — — — — — — — — — — — — —

Mich deucht, ich seh es, wie ihr da steht, als wenn ihr an eurer eignenSeligkeit zweifeltet. Ihr habt hier schon wieder einen Beweiß mehr, wie bald die kalte Vernunft eine warme Empfindung verdrängen, und nach und nach selbst in warme Empfindung übergehen könne. Ihr seht es von neuem ein, wie nöthig es sei, nicht alles mit blindem Glauben anzunehmen, sondern vielmehr gehörig zu untersuchen, ob es auch Grund habe. Kömmt sonst ein Zweifler heran, und er ist nicht geneigt, eures Glaubens zu schonen — wie leicht wird nicht dann eure Ruhe erschüttert! wie schnell eure Hoffnung zu Boden gerissen! Ich hab' jetzt einmal seine Rolle gespielt, um euch aufmerksam zu machen. Aber nun sei sie ausgespielt! Ich will nun auch wieder als Freund der fühlenden Menschennatur erscheinen. Ich will die Sache so mancher bekümmerten Wittwe, die dem verewigten Gatten, so manches gebeugten Greises, der seinem frühverwelkten Sohne mit klopfendem

Herzen entgegensieht, nun auch vertheidigen. Hier sind einige Gründe, worauf meine Vertheidigung beruht, und welche die Wiedererkennung unserer Freunde und Geliebten in jenem Leben bestätigen sollen! —

Ich setze voraus, daß jenes Leben ein Stand der vollkommensten Vergeltung seyn werde, und daß mithin sowohl Belohnungen als Strafen in dem genausten Verhältnisse mit unserm guten oder bösen Verhalten auf Erden stehen müssen. Denn eine Sünde ist schwerer, als die andere — eine gute That wichtiger, als die andere, und wenn nun also Gott eine weniger schwere Sünde mit Strenge und Nachdruck strafen, eine weniger gute That vorzüglich belohnen wollte; so würde dies offenbare Ungerechtigkeit seyn.

Ausserdem aber (und dies ist eben die Hauptsache) erstreckt sich jenes Verhältniß nicht nur auf den Grad, sondern auch auf die Art der Belohnungen und Strafen. Schon hier giebt die Natur uns davon Fingerzeige genug. Man nehme nur z. B. den Verschwender. Dieser wird schon hier auf eine ganz andere Art gestraft, als der Geitzige. Die Folgen des Lasters sind in beiden Fällen verschieden, ob sie gleich alle in der Empfiudung des Elends und der Unglückseligkeit sich vereinigen. Und eben so wird

ohne Zweifel auch der Gang sowohl der belohnenden als der bestrafenden Gerechtigkeit Gottes in jenem Leben beschaffen seyn. Der, welcher hier mildthätig war, wird gewiß zum Theil eine andere Vergeltung erhalten, als der, welcher hier sich über Beleidigung hinwegsetzen lernte, und zur Versöhnung immer die erste Hand bot.

Kein denkender Leser wird mir hoffentlich darin widersprechen, und eben diejenigen am allerwenigsten, welche das Positive oder Willkührliche in dergleichen Fällen geradezu verwerfen. Ich drücke mich aber hier in der gewöhnlichen Volkssprache aus, um im Allgemeinen desto verständlicher zu seyn.

Gern würd' ich, um diese Verständlichkeit vollkommen zu machen, noch ein spezielleres Beispiel anführen, und es schwebt mir auch ein solches Beispiel eben jetzt vor der Seele, wenn ich nicht fürchtete, es möchte manchem zu sonderbar vorkommen. Es könnte scheinen, als wenn dieses Beispiel in eine so ernsthafte Untersuchung, als die gegenwärtige ist, nicht im geringsten passe. Doch — es sei, wie es wolle! Aber erläuternd ist es, und deswegen bitt' ich, auf diesen Kontrast nicht zu achten.

Man erzählt von einem gewissen Künstler, welcher sehr geschickt mit Erbsen ein feines Ziel zu treffen, und sie sogar in ziemlicher Entfernung auf den

ersten Wurf an eine Nadel zu spießen wußte, daß er sich beim Könige Alexander gemeldet habe, um seine Kunst vor ihm sehen zu lassen. Er erwartete eine große Belohnung von dem Helden. Allein wie ward er belohnt? — Er bekam einen Scheffel Erbsen, damit er in seiner Kunst sich immer vollkommner machen könne. Freilich war nun seine Erwartung getäuscht: aber war nicht im Grunde diese Belohnung sowohl seiner Kunst selbst, als ihrem Werthe äusserst angemessen? Die Art derselben schickte sich ganz für seine Geschicklichkeit, und der Grad derselben stand in der sichtbarsten Proportion mit dem Nutzen, den er dadurch für Welt und Menschheit stiften konnte.

Wenn nun also die Belohnungen und Strafen jenes Lebens von ähnlicher Beschaffenheit seyn werden; so erreicht dadurch Gott offenbar zwo wichtige Absichten. Erstlich wird dabei jeder Mensch es einsehen, daß diese und keine andere Belohnung, diese und keine andere Strafe auf die Art seines guten oder bösen Verhaltens auf Erden erfolgen konnte, und selbst der Unglücklichste unter den Verdammten wird die Gerechtigkeit Gottes darin erkennen und bewundern müssen. — Sodann aber wird auch eben diese Verschiedenheit der Belohnungen und Strafen, welche so ganz nach der Verschiedenheit des guten

oder

oder bösen Verhaltens auf Erden eingerichtet und abgemessen ist, den Werth jeder einzelnen Tugend und jedes einzelnen Lasters durchaus einleuchtend machen, und diese Erkenntniß wird schon wieder ein Beitrag entweder zur Seligkeit oder zur Verdammniß seyn, und die Grade sowohl jener als dieser schon wieder näher bestimmen.

Ich darf nicht auch dieses hier durch Beispiele noch deutlicher zu machen suchen, weil es mich von meinem Zwecke zu weit abführen würde. Ausserdem möcht' ich auch hie und da meinen Lesern selbst etwas zu denken überlassen.

Aber nun stelle man sich einen guten Vater vor, glühend von Liebe zu seinem Sohne! Die äusserste Sorgfalt wandt' er auf seine Erziehung, und durch unablässige Aufmerksamkeit auf ihn legte er nicht nur den Keim eines braven Mannes in seine Seele, sondern trieb auch diesen Keim schon sehr zeitig der Entwicklung entgegen. Schon ist er fähig, in die große Welt zu wirken: aber seine Fähigkeit hat sich noch nicht sonderlich geäussert. Der blüthevolle, vielversprechende Baum hat noch keine Früchte getragen. Auf einmal stirbt der Vater. Was hat er nun von aller seiner Mühe und Arbeit? Wer vergilt ihm nun so manche schlaflose Nacht, so manche Sorge und Unbequemlichkeit, die er um seines Sohnes wil-

len nicht achtete? — Diese Fragen in Verbindung mit dem Gedanken an eine höchstgerechte Gottheit, führen uns auf den Glauben an ein ewiges Leben, wo eine vollkommene Vergeltung Statt finden wird. Aber sollen nun mit dem Uebertritte in dieses Leben der vollkommensten Vergeltung seine schönsten Hoffnungen auf Erden gleichsam mit einem einzigen Schlage vernichtet seyn? Soll er sich in jenem Leben nun blos mit der leidigen Erinnerung an seinen Sohn herumtragen? War nicht seine Freude über die Vollkommenheiten desselben eine reine, ächte Freude? Und ist nicht die Erinnerung an eine solche Freude, die ich nicht mehr geniessen kann, und auch niemals wieder zu geniessen hoffen darf, gewissermaßen Schmerz? Hat aber jener gute Vater für seine Güte wohl Schmerz verdient?

Als er auf seinem Sterbelager ruhte, und nun sein tiefgebeugter Sohn vor ihm erschien, und dem letzten bangen Scheidestoße seines Herzens zitternd entgegenharrte — als er ihn sah, wie er da stand und schluchzte und in sprachloser Betäubung die Hände rang — als er ihn niederknieen hieß, und nun seine welkende Hand aufs Haupt ihm legte, um ihn einzusegnen zum künftigen Mitgenossen seiner Himmelsfreuden — als er die letzten Reste seiner Sprache noch sammelte, (voll Schauer und Ehrfurcht denk' ich den heiligen Augenblick) und nun

mit schwacher Stimme noch ausrief: Sohn! — Ich sterbe! — Bald — bald — sehn wir uns wieder — im Lande — der Ruhe!! — O wie stärkte nicht das den bebenden Greis am Rande des Grabes! Wie trieb nicht diese Erwartung so schnell den letzten Feuerstral in sein gebrochnes Auge! Die Engel des Himmels schwebten über der Szene, und feierten den Augenblick seiner Vollendung. —

Aber soll seine Erwartung nun auf ewig — auf ewig getäuscht seyn? Soll er nun weiter gar keine Belohnung erhalten, als die sich auf seine innere Selbstzufriedenheit gründet? Ist zwischen dieser Belohnung und zwischen der mühvollen Bildung und Leitung seines Sohnes ein hinreichendes Verhältniß?

Nein! Da lob' ich mir noch die Seligkeiten des Frommen auf Erden. Hier genießt er auch schon das Glück jener Selbstzufriedenheit: aber er sieht auch zugleich das Gute, das er gestiftet hat. Hier freut er sich auch schon des Bewußtseyns, edel gehandelt zu haben: aber es tönt ihm doch auch zugleich der Dank aus dem Munde seiner Brüder entgegen. Er siehts, wie die Thräne der Achtung und Liebe in ihrem Auge schimmert. Er hörts, wie wenig sie all' ihr Gefühl ihm offenbaren können, indem sie stammelnd vom Himmel Vergeltung für ihn

herabflehn, und seine Thatkraft wird von neuem aufgeregt zur Beglückung der Menschheit.

Sollte jenes höhere Leben sich vom gegenwärtigen den Vorrang darin streitig machen lassen? Sollte nicht auch dort jener Vater das Gute in Erfahrung bringen, welches er durch seinen Sohn auf Erden hervorgebracht hat? Sollte nicht dieser auch dort ihn wieder finden, und in der Gesellschaft von tausend Vollendeten ihn als seinen zweeten Schöpfer verehren? Würde nicht dann auch jenes Verhältniß wieder hergestellt seyn? Würde nicht dann der Vater für seine Vatertreue einen bestimmten Lohn geniessen?

Man wird es auch ohne meine Erinnerung einsehen, daß eben dieses auch auf Menschen angewandt werden könne, welche z. B. Retter der verführten Unschuld, Lehrer der Unwissenden, Wohlthäter für Arme und Nothleidende, Beschützer der Wittwen und Waisen, zärtliche Freunde, Gatten, Geschwister u. s. w. gewesen waren. Wenn ihre Vergeltung im zukünftigen Leben in gehöriger Proportion mit der Art ihrer Tugend stehen soll; so müssen sie auch dort noch die lange Reihe von Vortheilen kennen lernen, welche ihre Tugend nach sich gezogen hat, und — dabei scheint Wiedererkennung durchaus unentbehrlich zu seyn.

Welche scheinbare Verworrenheit herrscht nicht ferner in der Verkettung menschlicher Schicksale!

Kaum ist ein einziger da, welcher nicht in seinem Leben sehr oft ganz wunderbar geleitet worden wåre. Und wie oft thrånt nicht das Auge der Unschuld und Tugend! Wie oft wird nicht das Verdienst in den Staub getreten! Wie oft brůstet sich nicht das Laster auf dem Throne, und wird mit den Insignien der Ehre behangen! Kurz! in der moralischen Welt finden wir gar nicht die Ordnung, die Regelmåßigkeit, deren Bemerkung in der physischen Welt so oft unsere Seele zur hőchsten Bewunderung hinreißt. Aber was leiten wir nun eben daraus fůr eine Folgerung her? Wir glauben, daß die hőchstgerechte Gottheit in einem andern Weltsysteme sich wegen dieser ungleichen Austheilung der Lebensfreuden hinlånglich rechtfertigen werde. Wir setzen mit Klopstock voraus:

Was in der Dinge Lauf hier mißklingt,
Tőnt dort in ew'gen Harmonien —

und unsere Zufriedenheit auf Erden wird durch diesen Glauben wieder hergestellt.

Wenn ich nun also den Kreis meiner Erfahrungen ůbersehe — wenn ich die tausendfachen Råthsel in der moralischen Regierung Gottes vor meine Seele rufe, und ich denke mich dann ans Ende meiner Laufbahn durchs Erdenleben — stell' es mir vor, wie mein unsterblicher Geist hinůberschreitet ůber Grab und Verwesung — welch eine namenlose Un-

ruhe muß nicht dann mich erschüttern! Wie stark, wie mächtig muß nicht dann mein Drang zu den Geheimnissen im Regierungsplane der Gottheit seyn! Wie rege, wie lebhaft die Sehnsucht, jene Räthsel nun endlich einmal aufgelößt zu finden!

Auf welche Art aber wird dies nun geschehen? Wird etwan Gott mir einen unmittelbaren Aufschluß über das sonderbare Schicksal dieses oder jenes Freundes und Bekannten geben? Wie viel hat er nicht dann mir allein schon zu offenbaren! Wie viele Wunder muß er nicht dann schon für mich allein aufeinander folgen lassen! Und thut er wohl jemals ein Wunder, wo er den nämlichen Erfolg durch leichtere und natürlichere Mittel hervorbringen kann? Aber welches Mittel ist nun wohl leichter und natürlicher, seine scheinbare Ungerechtigkeit in der Leitung menschlicher Schicksale zu verherrlichen, und in offenbare Gerechtigkeit zu verwandeln, als wenn er mich von neuem in die Bekanntschaft mit solchen wunderbar geleiteten Menschen bringt? wenn er mich es sehen läßt, daß diese und keine andere Begebenheit in ihrem Leben auf Erden, so wenig sie auch mit der Gerechtigkeit seiner Regierung zusammenzustimmen schien, doch nothwendig vorhergehen muste, um sie zu dieser Art und diesem Grade von Glückseligkeit in jenem Leben fähig zu machen. —

Eben dieses gilt z. B. von kleinen Kindern, welche kurz vor oder nach ihrer Geburt an der Entwickelung der herrlichsten Anlage zur Vollkommenheit auf Erden gehindert wurden.

Was hat nun die liebreiche Mutter für alle die Sorgsamkeit, womit sie das zarte Geschöpf unter ihrem Herzen trug? Sie lieferte der Welt unter dem Drange von tausend unangenehmen Empfindungen einen neuen Bewohner, der Menschheit ein neues Mitglied; aber nur gar zu bald wurde der Liebling ihrem Gesichtskreise wieder entrückt. Er kam ans Licht mit aller Perfektibilität; aber nur in einer andern Sphäre sollte diese bloße Möglichkeit zur Wirklichkeit erwachen. Wär' er schon hier immer vollkommner geworden; so hätte man doch noch sagen können, daß sie durch diesen Anblick wenigstens einigermaßen belohnt worden sei. Nun aber fiel auch diese Belohnung weg. Sollte sie nicht also im Leben der Ewigkeit das Kind ihrer Erdenschmerzen wieder finden? Sollte sie nicht da in dem Anschauen seiner entwickelten Vollkommenheitsfähigkeit die Freuden der Vergeltung geniessen? Ja! dann würde sie die gewaltsame, ungehoffte Trennung von dem Gegenstande ihrer zärtlichsten Liebe nicht nur nicht mehr achten, sie würde sie beinahe segnen, weil ihr ganzes Herz von neuem, ungekanntem Wonnegefühl durchströmt werden würde.

So harrt die holde Mutter dem edlen Sohne entgegen. Lange, lange war er fern von ihr. Schon in seiner ersten Kindheit sandte sie ihn einem Freunde zu, um ihn zur Reife zu bringen, und seine schlummernden Fähigkeiten aufzuwecken. Und nun auf einmal erscheint er vor ihr als Mann, und glänzt im Lichte noch nie gesehener Vollkommenheit. Ihn kennen, und zitternd vor Freude in seinen Armen liegen, ist Werk eines Augenblicks. —

Und hier darf ich nun wohl die Feder niederlegen, um es meinen Lesern zu überlassen, ob sie den Gründen für oder gegen die Wiedererkennung unserer Freunde und Geliebten in jenem Leben das Uebergewicht zugestehen wollen. Indessen zweifle ich doch keinesweges daran, daß die Mehrheit der Stimmen auf die Seite der Vertheidiger jener Wiedererkennung ausfallen werde. Die Gegengründe schmeicheln nur den wenigen starken Seelen, welche sich (wär' es auch nur in der Einbildung) fähig fühlen, von allen Fesseln natürlicher Anhänglichkeit an gewisse einzelne Menschen sich mit geübter Schnellkraft loszureissen, und nichts geringeres zu ihrem Wirkungskreise zu machen, als das All der Welt und der Menschheit.

Ende des ersten Theils.

# Anzeige einiger Druckfehler
## in diesen Papieren.

S. 22. Z. 19. Mit und ohne — ließ — mit oder ohne —
S. 29. Z. 1. ihr — l. — sein —
S. 36. Anm. Z. 16. daß — l. — da —
S. 46. Z. 16. nun du machtest — l. — nun machtest du —
S. 48. Z. 14. Ferner auch — l. — Ferner aber —
S. 74. Z. 17. Mund — l. — Munde —
S. 94. Z. 17. Freuden — l. — Freunden —
S. 121. Z. 12. klagen — Klagen —
S. 123. Z. 14. einmal hatte — einmal angenommen hatte —
S. 130. Z. 5. nicht nur — nur nicht —
S. 152. Z. 18. waren — war —
S. 158. Z. 2. verschiedene — entschiednen —
S. 169. Z. 16. zweiten — weiten —
S. 172. Z. 9. Tugend — Jugend —
S. 182. Z. 20. Stiepaus — Stiepans —
S. 185. Anm. Philologie — Psychologie —
S. 190. Z. 18. Anspiegelungen — Anspielungen —
S. 196. Z. 9. Schmeichlechor — Schmeichlerchor —
— Z. 15. Symparthie — Sympathie —
S. 199. Z. 7. Temple — Templin —

Für die Besitzer meiner kleinen Schrift über die Empfindsamkeit, merk' ich hier ebenfalls folgende Druckfehler an, welche in derselben eingeschlichen sind, weil sie oft den Sinn entstellen, und nur hier berichtigt werden können.

---

Vorrede. S. VI. Zeile 9. Es ist also gegenwärtige Untersuchung ꝛc. S. 18. Z. 1. an einerlei Gegenständen und auf einerlei Art geübt, bei andern Gegenständen und auf eine andere Art ꝛc. S. 40. Anm. Z. 13. eher die Vollkommenheitsliebe als die Schönheitsliebe ꝛc. S. 44. Z. 16. vermengt — ließ — verengt — S. 62. Z. 4. allenthalben wenigstens etwas böses, aber allenthalben auch ꝛc. S. 95. Z. 11. Nervenfeinheiten und Verhältnisse — ließ — Nervenfeinheit und Nervenschwäche — S. 106. Z. 2. Träumen l. Trümmern. Mehrmalen z. B. S. 68. Z. 2. S. 73. Z. 1. S. 79. Z. 20 Empfinder l. Empfindler ꝛc.